
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Erstes Preisrätsel

auf Seite 174 dieses Bandes

(Siehe die Ankündigung im 1. Bande dieses Jahrgangs)

* * *

Im Lauf des vorliegenden Jahrgangs erscheinen

Drei Preisrätsel

mit Preisen von zusammen **Dreitausend Mark**

Diese 3000 Mark bar werden wie folgt verteilt:

Jeder Abonnent unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", der unter Beifügung der Abonnementsbescheinigung die richtige Lösung der ersten zwei Rätsel an die Schriftleitung der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" (Union) in Stuttgart einschickt, kommt in die Liste der Preisanwärter. Die Liste wird am 21. Januar 1922 geschlossen. Die Preiszuteilung geschieht unter Aufsicht eines öffentlichen Notars, bei dem auch die Bestimmungen über die Zuteilung und die richtige Auflösung der Rätsel verschlossen niedergelegt sind, wie folgt:

1 Preis zu 300 Mark bar	. . . . . .	M. 300.–
2 Preise „ 100 „ „	. . . . . .	„ 200.–
6 „ „ 50 „ „	. . . . . .	„ 300.–
20 „ „ 30 „ „	. . . . . .	„ 600.–
30 „ „ 20 „ „	. . . . . .	„ 600.–
außerdem 100 Trostpreise (je ein Buch)		
		M. 2000.–

Preisverteilung am 15. Februar 1922

Die Preisträger werden im 7. Bande bekanntgegeben

Die weiteren 1000 Mark sind für das 3. Preisrätsel bestimmt

Die Schriftleitung und Verlagshandlung

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



2. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Der gelbe Schirm / Novelle von Ernst Murr. Mit Bildern von Fritz Bergen 7

Der Ruf in der Nacht / Roman von Wilhelm Herbert / Fortsetzung 25

Auf Vorposten im Daseinskampfe / Von Dr. H. Selenka. Mit 12 Bildern 55

Der Liebe Licht / Novelle von Lenore Pany 77

Otto Lilienthal zum Gedächtnis / Von Karl Heinrich Preger. Mit 7 Bildern . . . 96

Ursachen und Folgen der Klimaänderungen auf der Erde / Von Dr. Ludwig Staby. 106

Im Kampf für und wider die Zwangsabstinenz / Von Edgar Weikert. Mit 2 Bildern 118

Wie schützt man sich gegen Einbrecher? Von Inspektor G. Wichert. Mit 9 Bildern 131

Hagenbecks Tierpark in Stellingen / Von Bruno Pöttner. Mit 18 Bildern 142

Verdauung und Verdaulichkeit / Von Dr. med. Frhr. v. Sohlern 160

Fahrten im Faltboot / Von Michael Trumpp. Mit 6 Bildern 167

Preisrätsel 174

Mannigfaltiges

Verkehrte Sprichwortweisheit 175

Jujitsu auf Island 177

Ein lebendes Pflänzenwunder der Vorwelt. Mit 2 Bildern 182

Übertragung von Augen 185

Ein Flug zu den Planeten 188

Hebung eines versunkenen Silberschatzes . . 189

Vermählung von Verstorbenen 191

Ein absonderliches Lockmittel 192

Der gelbe Schirm

Novelle von Ernst Murr

Mit Bildern von Fritz Bergen

Im Hinterhaus wohnte die alte Walburg in einem kleinen Zimmer. Karg und mühselig war ihr Leben, aber sie hielt alles ordentlich und sauber. Jung schon Witwe geworden, hatte sie in dauernder Not ihr einziges Kind, die schöne Burgl, schlicht und recht erzogen, immer von der Hoffnung beseelt, das Glück, das ihr versagt geblieben, müsse an ihrer Tochter alles gutmachen.

Einen Frühling lang war der herangewachsenen Burgl ein Glück beschieden. Dann aber büßte sie die kurze Lust mit langem Leid. Sie starb und hinterließ der Mutter wieder eine kleine Burgl, ein schwächliches Kind, an dem das Schönste die zwei großen dunklen Augen waren, die aus dem blassen Gesicht leuchteten. Die Großmutter erblickte darin immer die Frage: „Werd' ich das Glück finden? — Wird mir werden, was der Großmutter und der Mutter nicht beschieden war?"

Nach dem Tod der Tochter fing die alte Walburg wieder zu hoffen an; sie glaubte, daß im dritten Geschlecht das immer und ewig umsonst Erwartete kommen würde, das kleine, bescheidene und dauernde Lebensglück.

An der Straßenecke hatte sie in einem Hauswinkel eine kleine Holzbude aufgeschlagen. Dort verkaufte sie je nach der Jahreszeit Rettiche oder Kirschen, Blumen oder gedörrtes Obst oder Weihnachtsäpfel, daneben Schuhlitzen, Knöpfe, Wolle und was sonst kleine Leute brauchen.

Jeden Morgen, bevor die Geschäftszeit begann, im Sommer und Winter humpelte die alte Walburg den

kurzen Weg aus dem Hinterhaus zu ihrem Lädchen. Immer führte sie an der Hand ihr kleines Enkelkind, und in der anderen trug sie einen großen Regenschirm. Gelb und verwaschen, war er längst aus der Mode gekommen.

Im Laden stand ein kleiner Ofen und ein enges Rauchrohr bog sich winklig aus der Wand über das niedere Dach. Dort hauste die Alte den ganzen Tag, verkaufte ihren Kram, kochte für sich und das Kind und plauderte mit ihm während der Zeit, da keine Kunden kamen. Viel Unterhaltung brauchte das Kind nicht. Es war mit sich selber zufrieden und fand allerlei zu tun, auch wenn es auf sich selbst angewiesen war. Da saß die kleine Burgl nahe bei dem Ofen auf einem Stühlchen und spielte mit einem Stückchen Holz, das ihre Puppe war, und wenn sie nicht spielte, saß sie still da und schaute mit ihren großen dunklen Augen durch das kleine Ladenfenster in das Getriebe, das draußen ohne Ruh' und Rast vorüberflutete.

Eines Morgens aber, da es längst Zeit war, nach dem Laden zu gehen, wartete die kleine Burgl vergeblich. Die Großmutter war einem höheren Rufe gefolgt und lag mit seltsam feierlichem Gesicht in dem Bett.

Burgel wartete, und da die Großmutter sich nicht rührte, stand das Mädchen auf, zog sich an, nahm das große gelbe Regendach und stieg die Treppe hinunter.

Es war November; nasser und dünner Schnee fiel. Burgl, den großen Schirm mühsam tragend, stapfte unverdrossen ihren Weg und setzte sich auf die schmale Holzstufe vor dem Laden.

Leute gingen vorüber; andere blieben stehen und sahen das Kind an. Einige fragten, wo die alte Frau sei, aber die Kleine wußte nicht, was geschehen war. Da kam die Nachricht auf die Straße, daß man die alte Walburg


Handlung von Walburga

tot in ihrem Bett gefunden. Dann vermißte man das Kind und war ihm nachgegangen.

Da saß es, den Regenschirm in der Hand, frierend, aber ruhig und beharrlich auf der Stufe und wartete, bis die Großmutter käme. Aber die konnte nimmer kommen.

Nach vielem Hinundher fand sich eine Kleinwirtin in der Nähe, der trotz allen Sehnens Kindersegen versagt geblieben war; die nahm das verwaiste Kind zu sich.

Burgl, die ahnen mochte, daß Dulden ihr ins Lebensbuch geschrieben sei, ging still mit der Wirtin heim.

Den alten Schirm hielt sie fest, als man ihn ihr nehmen wollte.

Sie blieb im Haus der fremden Frau und wuchs still und bescheiden heran. Oft, wenn die anderen Kinder im Hofe oder auf der Straße spielten, sah man sie auf den Stufen sitzen. Sie sah alles und folgte dem fröhlichen Treiben; alles schien sie zu kennen und zu verstehen. Über ihrem feinen Gesicht lag ein heller Schimmer, als ob sie sich insgeheim an dem Jubel der anderen mitfreute, wenn sie auch fast nie mit ihnen spielte.

Wunderlich war das stille Wesen der Kleinen. Und seltsam schien es allen, daß sie den alten Schirm nicht hergeben wollte. Er stand an ihrem Bett in der Ecke. Wenn man es hier und da im Scherz versuchte, ihn heimlich wegzunehmen, holte sie ihn immer wieder und ruhte nicht eher, bis er an seinem Platz war. Als sie heranwuchs und sich im Haus nützlich machen konnte, verwahrte sie ihn in ihrem Stübchen. In jeder freien Stunde, beim Sticken oder Flicken, oder wenn ihr Gedanken kamen von einst und ehedem, oder wenn ihr etwas, das sie las, besonders gefiel, schaute sie den Schirm an und dann kam ihr vor, als sähe sic die Großmutter. Was sie niemand vertrauen

mochte, erzählte sie dann im stillen dem einzigen Menschen, der ihr lieb gewesen war.

Die Wirtin war eine gute Frau, die das sonderbare, schwächliche Kind liebte wie ein eigenes. Sie erlebte täglich die Freude, daß die Kleine alles schnell begriff und fleißig und geschickt übte. Ja vieles verstand sie aus sich allein und hielt sich so rührig, daß sie bald Kleidung und Nahrung redlich verdiente, und auch alles Liebe, das man ihr antat, mit stiller Anhänglichkeit vergalt.

Schmeichelnde Dankesworte durfte man von ihr nicht verlangen. Das war nicht ihre Art. Sie blieb still und redekarg und schloß ihr Inneres vor keinem Menschen auf.

Es gibt eine Zeit, da geht es mit heranwachsenden jungen Menschen wie bei den Rosen. Heute noch sind es verschlossene Knospen und morgen öffnen sie sich und stehen da in Pracht und Duft, daß man vor Staunen nicht versteht, wie in einem so kleinen Ding so viel Schönes verschlossen sein konnte.

Auch Burgl war eines Tages zur Jungfrau erblüht. Zart und blasser, als sie hätte sein können, stand sie in der Stube und am Herd so schlank, anmutig und lieblich, daß es der Wirtin heimlich ans Herz griff und ihr feucht in die Augen stieg vor Freude und Dank, daß ihr mit dem Wenigen, das sie gegeben und getan, ein so feines, zierliches, kluges und artiges Ding geschenkt worden war.

Die Leute in der Küche sagten in ihrer derberen Art nicht viel über Burgls Entwicklung, aber sie freuten sich doch auch alle an dem stillen Mädchen und betrachteten es mit liebevoller Scheu, als dürfe man die Burgl mit keinem rauhen Wort oder leichtem Scherz kränken.

Hier und da stand ein Gast am Fenster und blickte von der Wirtsstube in die Küche andächtig herein. Und wenn Burgl einmal auf der Pflegemutter Geheiß in die

Stube kam und einem Stammgast sein Essen oder den Krug auf den Tisch stellte, dann wurde es still auf den Bänken, und der Keckste, der vielleicht gerade zu einem derben Männerwitz gelaunt war, brach ab und sagte: „Also ...", oder: „Ihr wißt schon ..." und die anderen wußten nichts, taten aber so, als wüßten sie alles längst, und ehrten die Reinheit und den Jugendglanz der zarten Menschenblüte.

Da kam ein junger Student ins Haus. Benno war eines Bauern Sohn, der seit langen Jahren, wenn er in die Stadt kam, in der Wirtschaft einkehrte.

Nun sollte er studieren, weil der Pfarrer ihn für einen gewitzten Kopf hielt, und die Herren am Provinzgymnasium, wo er gewesen, ihm eine besondere Gabe nachrühmten, Verse zu machen und die Menschen zu schildern, die er gesehen oder auch nicht gesehen, aber sich mit ihren Tugenden und Schwächen eingebildet und vorgestellt hatte. Der Vater des jungen Menschen verstand nichts von alledem; aber es war sein Einziger, und er hatte sein Leben lang die Meinung, man müßte von einem Kirschbaum nicht verlangen, daß er Äpfel tragen sollte; jedem sollte das Recht werden, das er in sich trug. Der alte Landmann, dem Benno noch spät geschenkt worden war, kannte in der Universitätstadt niemand als die Wirtin. So fragte er sie denn, ob sie dem Sohn ein bescheidenes Stübchen einräumen könnte. Die Frau, die nun in Burgl eine Tochter besaß, dachte, so ein frischer, blonder Bub im Haus sei auch noch ein Gottessegen, und nahm ihn auf.

Da wohnte er nun in dem Dachstübchen, studierte fleißig, spielte auf der Laute und schrieb Gedichte. Hin und wieder, wenn ein Stoff in seinem Herzwinkel keimte, ward langsam eine Geschichte draus, und die trug er auf eine Redaktion, wo man manches behielt und druckte.

Burgl aber, die ihm die Stube aufräumte, und dabei ohne mehr Neugier, als erlaubt war, doch manches auf seinem Schreibtisch fand, kam hinter die Dichterei und Geschichtenschreiberei, las vieles, während er auf der Hochschule saß, in seinem Stuhl lehnend, mit glühenden Wangen, und entdeckte manches in der Zeitung, wo sie eines und das andere unter einem angenommenen Namen gedruckt fand, das sie vorher in seiner Handschrift gelesen. So wußte sie um sein heimliches Leben und freute sich, einen Freund zu besitzen, der selber nichts davon ahnte. Manchen Vers, den sie sich heimlich gemerkt oder verstohlen abgeschrieben, bewahrte sie in ihrem Schrank vor aller Welt.

Benno aber lief an ihr vorbei und beachtete sie nicht. Er sah sie wohl mit leiblichen Augen, bedankte sich höflich für alles, was sie ihm tat, und lieh ihr zuweilen, als er ihre Leselust merkte, dies und jenes Buch. Aber er wußte nicht, wie sie mit seinen Gestalten und Versen lebte und sich daran freute.

Da kamen die ersten großen Ferien. Der junge Student reiste aufs Land zu seinem Vater, und Burgl saß öfter als sonst auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch. Aber sie fand keinen Vers; es kam nichts Neues und sie ging täglich trauriger in ihr Stübchen zurück. Oft betrachtete sie den alten Schirm, das Erbe der Großmutter, und mancher Seufzer stieg aus ihrem Herzen auf, den niemand hörte als sie selber.

Benno, dem draußen neben Vater und Mutter, dem Pfarrer und Freunden, Basen und Vettern noch Muße genug blieb, zu dichten, fehlte es nicht an Empfindungen, Einfällen und Gedanken. Aber wenn er so saß und schrieb, fehlte ihm etwas. Er wußte nicht, was. Und doch fehlte es ihm. Es war, wie wenn das Beste nicht mehr da wäre.

Oft, wenn er etwas schrieb, mangelte ihm für seine Empfindung das schönste, treffendste Wort. Oft auch, wenn er Worte schrieb, war es ihm, als mangle ihnen der Reiz und Duft und Zauber, den er sonst so leicht in glücklicheren Augenblicken gefunden. Er sann und grübelte und fand doch nicht, woran es lag.

Da ward ihm einmal heiß und angst, ahnungsvoll schwer im Gemüte und doch fühlte er sich dabei unendlich wohl.

Er sprang auf, lief davon, rannte über Feld und Wiesen hinaus in den Wald, legte sich nieder vor dem grünen See und schaute hinunter in die stille, tiefe Flut, auf der Wasserrosen blühten. Aus der Tiefe herauf lockten zwei dunkle Sterne, die ihm lieb und vertraut erschienen, und er wußte doch nicht, wer sie waren.

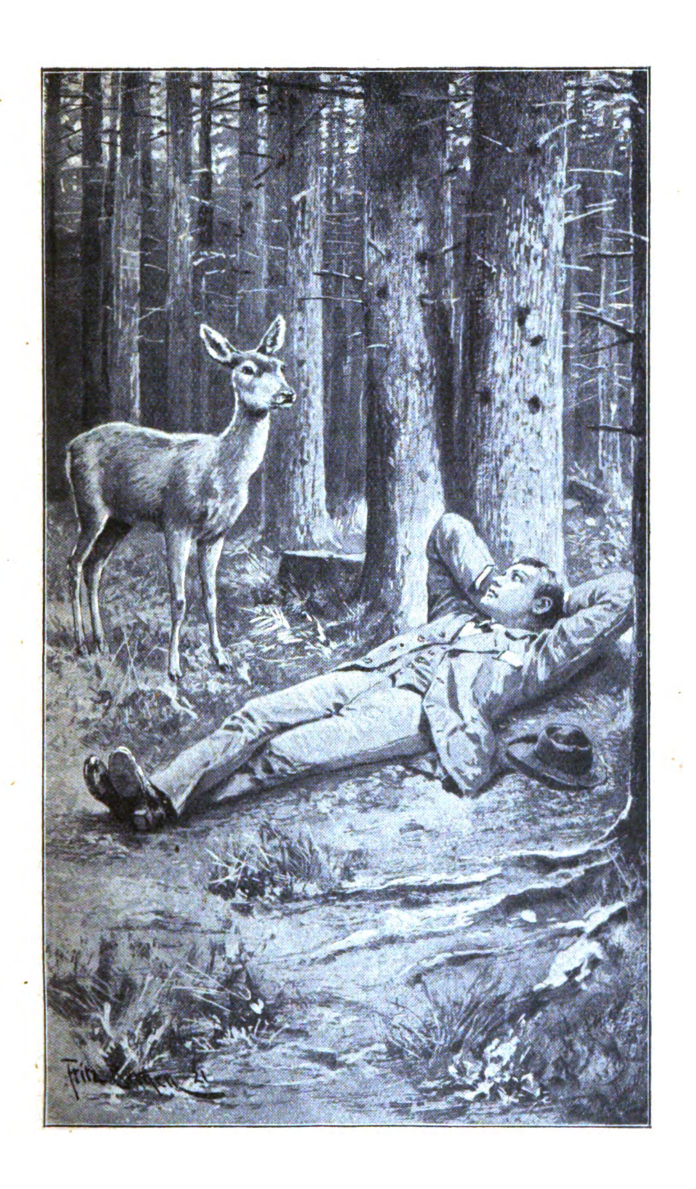
Verse formten sich. Wie er die niedergeschrieben hatte und sie las, meinte er, sie seien die schönsten, die ihm bis jetzt geglückt waren.

Aber er wußte nicht, warum. Und als er wieder hinunterschaute in den See, verdunkelte eine ziehende Wolke den Spiegel, durch den er das unbegreifliche Wunder gesehen.

Da ging er mißmutig heim und aß zum erstenmal, seit er zu Hause war, so wenig, daß die Mutter sich um ihn sorgte.

Am nächsten Tag wanderte er tiefer hinein in den Forst, bis zu einer Stelle, wo im dämmerigen Dunkel die Fichten Stamm an Stamm standen. So still war's, als sei hier noch nie ein Mensch gewesen.

Er legte sich auf den Rücken und schaute empor. Da gewahrte er über sich zwei Augen, mit denen die Ewigkeit in das Dämmer hereinsah. Und die Augen schienen ihn fragend und sehnsüchtig anzuschauen. Eine seltsame



Verzückung befiel ihn; er schloß die seinen und flüsterte: „Burgl!"

Bei dem Namen, den er, ohne zu wissen warum, gemurmelt, erschrak er und wandte den Kopf. Da stand ein Reh neben ihm so nah, daß er es hätte greifen können. Aber es erschrak nicht weniger als er und jagte mit kurzen Sprüngen von ihm weg.

Ein zweites Mal kam der Name über seine Lippen.

Von der Stunde an wußte er, was ihm fehlte. Nach der Stadt sehnte er sich und dem Ende der Ferien.

So kam er wieder zurück, und Burgl ging, als er ins Haus trat, die Treppe hinunter und sie sahen einander.

Da wurden beide rot und verlegen, grüßten sich wie Fremde und gingen scheu aneinander vorüber.

Von dem Tage an betrat Burgl sein Zimmer nicht mehr; die Hausmagd mußte die Arbeit tun.

Seitdem sandte er nichts mehr, was er dichtete, fort; er verschloß alles in seinem Schreibtisch.

Burgl erfuhr nicht mehr, was er schrieb; sie fand auch nichts mehr in der Zeitung.

Darüber ward das Mädchen traurig und unglücklich.

Um diese Zeit wurde einer seiner Professoren auf den Studenten aufmerksam, der gefragt worden war, ob er keinen fleißigen, kenntnisreichen jungen Mann wüßte, der einem schwachen Schüler in einer der unteren Gymnasialklassen Nachhilfe erteilen könnte. Der Professor trug ihm nach dem Kolleg den Nebenverdienst an.

Benno, mit sich selber unzufrieden, war froh, leere Stunden mit Tätigkeit füllen zu können, und griff zu.

So kam er in das Bergbräuhaus, wo der einzige Sohn Karl sich mit Latein abplagte und allein nicht zurechtkam. Wenn Benno Unterricht gab, saßen nebenan die Bräuwirtin und ihre Tochter Monika. Der Ernst

und Eifer des jungen Studenten freute sie, und Monika hörte seine wohllautende Stimme gern. Wenn er zu ihnen heraustrat, um sich zu verabschieden, gefielen ihr seine schlanke, jugendfrische Gestalt, sein kluges, hübsches Gesicht und seine verträumten Augen. Sie schaute ihm oft heimlich nach, bis er am Ende des Marktplatzes in die stille Seitengasse einbog.

Bald wurde Benno einmal und dann ein zweites Mal zum Mittagessen eingeladen, und eines Abends, als im Bergbräu Bürgerball war, forderte der Vater den jungen Studenten auf, daran teilzunehmen.

In der kleinen Wirtschaft plauderten die Stammgäste an diesem Abend wie immer. Als Burgl dem alten Lehrer das Abendessen brachte, erzählte einer von dem Bürgerball beim Bergbräu.

Burgl, die noch nie ans Tanzen gedacht hatte, horchte auf. Sie stellte den Teller hin und ging wieder hinaus.

Die Stammgäste schauten ihr nach; da sagte einer: „Wenn die dabei wär', Ballkönigin müßt' sie werden!"

Keiner war, der widersprochen hätte.

Wie sie aber in den von einem Lämpchen matterhellten Hausflur trat, kam Benno die Treppe herunter; er trug einen schwarzen Rock, als ob er zum Examen ging, und eine weiße Krawatte.

Sie grüßten einander. Dann ging er scheu, als ob er aufs Stehlen aus wäre, über den kleinen Platz hinüber durch die wirbelnden Flocken.

Burgl lehnte mit heißem Kopf an der Wand; sie fühlte sich sterbensmüde und unglücklich, und wußte nicht, warum. Und der Student schritt zögernd weiter. Es schneite. Der Schnee fiel ihm auf den schwarzen Rock. Er blieb einen Augenblick stehen, dann schritt er zur Wirtschaft zurück.

Dort war die Wirtin unter die Haustüre getreten und schaute nach dem Wetter. Burgl stand neben ihr.

Als Benno zurückkam, schmunzelte die Wirtin. „Kann mir's schon denken, Sie gehen zum Bürgerball im Bergbräu."

„Ja!" sagte er und wollte ins Haus herein. „Aber es schneit . . ."

War's der Schnee oder war's etwas anderes, das ihm Bedenken erregte, es schien nun fast, als ob er wieder in sein Stübchen hinauf wollte.

Da rief die Wirtin: „Sie brauchen einen Schirm!" und ging schnell in ihre Wohnstube.

Schneller sprang Burgl die erste Treppe hinauf und noch eine zweite in ihre Kammer.

Ehe Benno noch recht zu sich kam, bot man ihm, der doch gar keinen gewollt hatte, die zwei Schirme an.

Die Wirtin hielt ihm einen schwarzen halbseidenen Schirm hin.

Burgl aber hatte das Beste geholt, das sie ihm willig bot, da er doch schon alles andere besaß und nicht achtete.

Den Regenschirm der Großmutter hielt sie in der zitternden Hand und streckte ihn Benno entgegen.

Die Wirtin lächelte. „Aber, Burgl, er kann doch nicht mit dem . . ."

Sie sprach nicht weiter. Wußte sie doch, was Burgl dieses Andenken galt, sie wollte das Mädchen nicht kränken.

Benno griff nach dem alten Schirm, murmelte „Danke!", spannte ihn auf, als ob es Kieselsteine schneite, und verlor sich damit in die flockige Nacht. Er fühlte sich bedrückt und doch glückberauscht, als hätte ihm eine Fee einen Talisman anvertraut, der ihn vor den Abenteuern der Welt schützen solle.



Die Wirtin ging in die Küche. Burgl aber schlich die Treppe hinauf, setzte sich in ihrem Stübchen ans Fenster und starrte hinaus in die dunkle Nacht, stützte den Kopf in die Hände und weinte. Noch nie in ihrem Leben war sie so verlassen gewesen. Sie sah einen hellerleuchteten Saal, voll von geputzten Gästen. Mitten drinnen war Benno und tanzte. Und wie sie näher zusah, erkannte sie auch seine Tänzerin, die schöne Bergbräu-Monika. Da schloß sie die Augen und mochte nichts mehr sehen. Ihr wurde so schwer und müde, daß sie meinte, nicht mehr aufzuwachen, wenn sie nur schlafen könnte. Still ging sie zu Bett und lag noch lange im tiefsten Unglück.

Endlich aber schlief sie doch ein und stand nun im Traum in einer Ecke des Ballsaales und sah tieftraurig ein tanzendes Paar, das schönste von allen. Da bemerkte sie, daß Benno mitten im Tanz ihren gelben Schirm fest unterm Arm hielt. Sie lächelte, und es ward ihr leicht und wohl und sie schlief fest und traumlos, so daß sie nicht einmal hörte, wie spät nachts der Student heimkam, leise die Haustür aufschloß und in seine Stube trat.

Heiß von Wein und Gedanken war sein Kopf. Auf dem Ball waren alle freundlich mit ihm gewesen; vor allem die Familie Monikas. Obwohl er nach seiner Meinung gar nicht gut tanzte, war er doch von Monika immer wieder als Tänzer gewählt worden und hatte mit Stolz und steigender Hitze im Blut bemerkt, daß viele ihn beneideten um das schöne Mädchen. Als er gegangen war, hatte Monika ihn bis zur Haustüre begleitet und ihm noch die Hand gedrückt.

Darüber hatte er den alten Schirm vergessen.

Erst, als er fast mitten auf dem Marktplatz stand, war es ihm wie eine schwere Schuld siedendheiß eingefallen; er wollte schnell umkehren, ihn zu holen. Da schaute er

an dem Bräuhaus empor und sah zwischen dunklen Fensterreihen zwei helle Scheiben und hinter ihnen eine schlanke Mädchengestalt, die auf ihn heruntersah. Und er schämte sich, den plumpen alten Schirm zu holen. Es schneite ja nicht mehr, log er sich vor; er brauchte den Schirm nicht. Morgen würde es insgeheim und unbemerkt möglich sein, ihn zu holen. Er zog den Hut, verbeugte sich gegen das Fenster hinauf und ging. Den ganzen Weg über war es ihm aber doch nicht wohl.

In seiner Stube angelangt, zog er sich rasch aus und steckte den heißen Kopf in die Kissen. Er kam sich wie ein Erzverbrecher vor. Im Traum warf er sich unruhig hin und her. Irgend etwas Unfaßbares verfolgte ihn. Er fing an zu laufen, da stapfte gespenstig etwas hinter ihm her. War das nicht ein gelbes Gesicht. Ach nein, das wär ja kein lebendiges Wesen. Der alte Schirm stand ja da. Vor dem brauchte er sich nicht zu fürchten. Und doch hetzte er weiter. Und nun rief es hinter ihm: „He! Du da! Was ist denn mit mir? Nimm mich mit. Oder willst du mich auch verleugnen und verraten, wie du schon ...“ Weiter rennend, hörte er nichts mehr. Eisig blies ihn ein kalter Wind an.

Morgens, ehe es noch recht Tag geworden, ging Benno aus dem Haus und kam zum Bergbräu, wo Frauen und Mägde im Ballsaal aufräumten. Er schlich sich in die Garderobe und entdeckte im hintersten Winkel, wo er ihn heimlich hingestellt hatte, den großen gelben Schirm. Er packte ihn und eilte die Treppe hinunter. Da kam ihm Monika mit ihrer Mutter entgegen.

Die Frauen, immer rührig im Geschäft, hatten sich mit kurzem Schlaf begnügt.

Das Mädchen, erfreut, ihn zu sehen, wunderte sich, als sie bemerkte, was er zu verbergen suchte. Dann lachte

sie laut auf und rief belustigt: „Ja, was ist denn das? Schau nur, Mutter! Das köstliche alte Parapluie! Ah! Ich begreife. Sie haben sich für die Herrenmaskerade heute abend im Trinkstübl das alte komische Ding bei einer der Putzfrauen ausgeliehen."

Sie nahm ihm Burgls Schatz aus den Händen, öffnete den Schirm und tanzte damit lachend im Gang auf und ab.

Rot bis über die Ohren, beschämt und zornig stand er vor ihr; am liebsten hätte er ihr den Schirm entrissen und wäre damit davongelaufen. Aber er wagte nicht, sie aufzuklären; er wartete stumm, bis sie genug an dem Spaß hatte und ihm den gelben Schirm zurückgab.

„Ich bitte, daß wir Sie sehen dürfen, wenn Sie maskiert kommen. Das muß ja famos ausschauen — dieses alte Parapluie und Sie dazu, ich freue mich schon darauf."

Es war ihm, als ob der verhöhnte Schirm, mit dem er über den Marktplatz ging, ihm entschlüpfen wollte, weil er zu feig gewesen war, ihn vor dem spottenden Mädchen zu verteidigen.

Auf der Treppe begegnete ihm Burgl.

„Ich wollte Ihnen den Schirm mit bestem Dank zurückbringen," sagte er und schaute zu Boden.

Als sie ihn nahm und dabei etwas hob, fiel eine dunkelrote Rose heraus.

Erglühend bückte sie sich und faßte die Blume, für den Augenblick überglücklich bei dem Gedanken, daß er sie mit der Gabe überraschen wollte.

Voll scheuen Dankes blickte sie auf.

Da sah sie sein erschrockenes Gesicht. Er erinnerte sich, daß die Rose nach dem übermütigen Tanz von Monikas Brust in den Schirm geglitten war.

Mit dem Feingefühl enttäuschter Liebe erkannte Burgl, daß die Rose ihr nicht zugedacht war.

Blaß und stumm ging sie mit zitternden Knien hinauf und stellte den Schirm in die Ecke ihrer Kammer. —

Am selben Abend ging Benno als Handwerksbursch verkleidet in den von einem Nachtgast entliehenen Kleidern zur Herrenkneipe.

Monika fand ihn so echt und köstlich, daß sie den gelben Schirm ganz vergaß.

Seitdem war er mehr im Bergbräu als in dem kleinen Wirtshaus. Ja, eines Tages gestand er der Wirtin ziemlich verlegen, man habe ihm dort Kost und Wohnung angetragen, weil sein Schüler ständiger Aufsicht und Hilfe bedürfe.

Die Frau bedauerte sein Scheiden; aber sie hielt es für ein Glück, das dem jungen Studenten zu gönnen war.

Von Burgl nahm er zwischen Tür und Angel flüchtig Abschied. Er erschrak, als er die Kälte ihrer Hand fühlte.

Fleißiger als je wirtschaftete Burgl im Hause; todmüde sank sie ins Bett und vergaß ihr Elend in schwerem Schlaf.

Allmählich ward sie ruhiger, und als Jahr und Tag verstrichen war und über Bennos Verlobung mit Monika am Stammtisch geredet wurde, ging sie still in ihre Kammer. Da stand der gelbe Schirm im Winkel. Sie dachte an die Großmutter und trauerte um den zweiten Menschen, der ihr auf der Welt lieb gewesen, und den sie nun auch verloren hatte. Und der alte Schirm war ihr seitdem noch teurer als vorher. Hatte doch auch er ihn getragen in einer einzigen, unseligen Nacht.

Jahre waren vergangen, da führte mich der Zufall in die kleine Universitätstadt zum Übernachten in die saubere, abgelegene Wirtschaft. Es war ein Gaufest in

dem Städtchen, und ich mußte froh sein, dort unterzukommen. Da räumte mir die stille, freundliche Wirtin ihr Prunkzimmer ein, in dem man ein Bett aufschlug. Alte Möbel standen an den Wänden; ein großer Glaskasten war gefüllt mit Silber, Porzellan und Familienerinnerungen. Eigen mutete es mich an, in diesem Zimmer auch einen alten, dicken, gelben Schirm an einer Stelle zu sehen, die als Ehrenplatz gelten durfte.

Die muntere Greisin, der Wirtin Pflegemutter, erzählte mir, wie Frau Burgl, seine Erbin, vor zehn Jahren einen wackeren braven Mann geheiratet, mit dem sie nun glücklich und zufrieden hier im Kreise ihrer Kinder hause.

Einiges auch reimte ich mir zusammen, als ich abends zu einer Festversammlung in das „Bergbräu" kam, wo man mir die „Frau Doktor", des Bergbräus Kind, mit ihrem hübschen, noch immer jugendlichen Gatten zeigte.

Das meiste aber erzählte mir in der stillen Sommernacht der gelbe Schirm, der im Traume zu mir trat und die Geschichte anhub von Burgls stillem Liebesleid und endlichem Gesunden. Ich aber dachte mir: wer weiß, ob er so hochgeehrt und geachtet im Prunkzimmer gestanden wäre, würde Burgl „Frau Doktor" geworden sein.

Als ich sie am anderen Morgen vor dem Haus sitzen sah im Sonnenglanz, wieder eine kleine blonde Burgl auf dem Arm, die vierte ihres Geschlechtes, still und versonnen vor sich hinträumend*, da war es nun doch so gekommen, wie die Großmutter es einst als Höchstes von Geschlecht zu Geschlecht vergebens ersehnt: das kleine, bescheidene und dauernde Lebensglück.

---

* Siehe das Titelbild.

Der Ruf in der Nacht

Roman von Wilhelm Herbert / Fortsetzung

Am nächsten Morgen betrachtete Liesel heimlich ihren Mann, der munterer als am vorhergehenden Tage aussah. Er nahm die Morgenzeitung und las, der Mörder sei gefunden worden. Der verwitwete Taglöhner Zeno Stux, der sich hier seit einem Jahre aufhielt, stammte aus Niederwaldbach, der Heimat Franz Moorbruchs. Er hatte zugegeben, daß er den Sattlergehilfen kannte. Stux galt bei seinen Landsleuten als gewalttätig, trunksüchtig und arbeitsscheu. Vor Jahren hatte er eine schwere Blutschuld auf sich geladen. Damals wurde er von einem Forstgehilfen beim Schlingenlegen ertappt und gestellt; er widersetzte sich und brachte dem jungen Beamten einen schweren Stich bei, an dessen Folgen der junge Mann starb. Nachdem Stux fünf Jahre im Zuchthaus verbüßt hatte, zog er im Lande umher. Seit einem Jahre arbeitete er in einem Holzsägewerk.

Verdächtig erschien, daß er nach Angabe seiner Mietwirtin in jenen Wochen, in denen der Mord geschah, häufig spät heim kam und mehr Geld ausgab als sonst.

Espel blickte auf.

„Gott sei Dank," sagte seine Frau, „jetzt fällt uns eine Last von der Seele. Wenn es nun auch noch ein paar unruhige Wochen gibt, so nimmt es doch ein Ende. Das Verbrechen muß bestraft werden."

Espel las den Bericht zu Ende. Stux verweigere die Auskunft darüber, wo er an den Abenden um die Zeit der Tat gewesen sei.

Der Buchhalter legte die Zeitung auf den Tisch.

Liesel fragte: „Du hast dich viel darum gequält; nun mußt du doch auch aufatmen, daß der Mörder entdeckt wurde.“

Er gab keine Antwort und verließ bald darauf seine Wohnung.

Als er in dem Wintermorgen über die Wiese ging, marterte ihn sein Gewissen. Nun hatten sie einen Unschuldigen wegen Mord verhaftet.

Vor Dirrs Haus standen die Bäume in dichtem Rauhreif.

Der Professor war verreist; man erwartete ihn erst in einigen Tagen.

Niedergeschlagen wanderte Oskar in die Kanzlei.

Er nahm den Schlüssel zu seinem Schreibtisch aus der Westentasche.

„Ich will die Papiere und das Geld auf die Polizei tragen und alles angeben. Komme, was wolle!“

Der Schlüssel ging nicht hinein.

Er nahm eine Heftnadel, bohrte in den hohlen Schlüssel und versuchte es wieder. Der Schlüssel griff nicht ins Schloß.

Er schickte zu dem benachbarten Schlosser.

Der junge Geselle öffnete mit einem Sperrhaken.

Die Schublade war leer.

Der junge Mensch schraubte das Schloß ab und ging.

Oskar begann rastlos zu arbeiten, so daß keine Sekunde frei blieb, zu denken, was nicht zur Arbeit gehörte. Gewaltsam drängte er jeden Gedanken zurück und holte aus dem Zimmer des Chefs immer wieder neue Arbeit.

Als der Anwalt vom Gericht zurückkehrte, trat hinter ihm der Schlossergehilfe ein und brachte das Schloß.

„Was ist denn da geschehen?“ fragte Doktor Müller.

„Es hat jemand mit einem falschen Schlüssel aufgesperrt,“ antwortete der Geselle.

Der Chef legte Mappe und Hut weg. „Fehlt Ihnen etwas?“ fragte er Oskar.

„Nein!“

„Das muß genau untersucht werden,“ sagte der Anwalt, ging in sein Zimmer und wartete, bis der Schlosser sich entfernte.

Oskar verhielt sich ruhig. Es war ja gleichgültig, was nun noch geschah. Er hatte gelogen und mußte weiter lügen. Hier, zu Hause, überall.

Der Anwalt rief ihn.

„Wann haben Sie die Schublade abgeschlossen?“

„Gestern abend.“

„Wissen Sie das sicher? Sperrte das Schloß?“

„Ja. Es ging wie immer.“

„Wer könnte ein Interesse haben, Ihre Schublade zu öffnen? Doch es wird sich ja zeigen, wer hier eingebrochen hat. Vielleicht hat sich der Schlossergeselle auch getäuscht und es hat gar niemand versucht, das Schloß zu öffnen.“

Später als sonst kam Espel heim.

Die Schwiegermutter war da und hatte ihren Gatten mitgebracht. Er feierte heute sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum und war im Büro von Vorgesetzten und Kollegen geehrt worden.

Jetzt sollten auch die Kinder an der Feststimmung teilnehmen. So vergingen ein paar freudige Stunden. Vater Wolperts strahlte und wäre am liebsten dageblieben, aber seine Frau wollte die „Kinder“ am Abend zu einem Gläschen Punsch bei sich sehen.

Als Oskar von daheim wegging, begleitete ihn Liesel bis vor die Wohnungstüre. Ihre Eltern blieben noch ein paar Minuten, denn der Sekretär sollte am Nachmittag dem Büro fern bleiben.

Liesel schmiegte sich an ihren Mann. „Ist es nicht, als wäre ein Fluch von uns gewichen, seit das Verbrechen aufgeklärt ist?“

„Ja!“ rief Espel und sprang eilig über die Treppenstufen hinunter.

Sie stand oben und sah zwischen die Geländerführung zu ihm hinab.

Er blickte noch einmal hinauf, dann stürmte er aus dem Haus.

Schnell ging er in die Kanzlei.

Wie er abends als Letzter das Zimmer verlassen wollte, kam die Putzfrau herein.

„Verzeihen Sie, Herr Buchhalter! Heut' nachmittag hörte ich, daß bei uns eingebrochen worden ist.“

„Unsinn!“

„Mir soll's recht sein, wenn's Unsinn ist,“ erwiderte die Frau, „aber ein Schlosser ist dagewesen, und der hat von einem verdorbenen Schloß geredet, als ihn die Mädels fragten, wie er aus dem Haus gegangen ist.“

„Geschwätz!“ murmelte Oskar und wandte sich dem Fenster zu.

Frau Demlein hob die Schultern. „Mich kümmert das Geschwätz ja nicht. Wenn mir einer was sagen möchte, dem wollte ich schon das Nötige beibringen. Aber etwas muß ich Ihnen doch noch sagen. Wie ich heute früh gegen sieben, gleich, nachdem das Haus geöffnet worden war, hier zu arbeiten anfing und in Ihrem Zimmer einheizte, da kam bei der Kanzleitür einer herein.“

„Wer war's denn?“

„Ich hab' ihn nicht gefragt. Ein langer, schlottriger Kerl war's.“

„Was wollte er denn?“ fragte Espel.

„Das weiß ich nicht. Vielleicht war's unvorsichtig, daß

ich die Kanzleitüre angelehnt ließ. Aber man denkt doch nicht, daß einer um sieben Uhr zum Stehlen kommt. Er fragte mich, ob Herr Espel hier angestellt sei. Ja, sage ich, aber der Herr Buchhalter kommt erst später. Dabei ging ich so hin und her, und wir reden miteinander. Der arme Kerl hat mich gedauert, denn er hatte gewiß noch nichts im Magen. Dort auf der Bank am Ofen saß er und wollte auf Sie warten. Da sagte ich, wenn Sie so lange hier sitzen bleiben, bis ich wieder herauf komme, bring' ich Ihnen eine Tasse Kaffee mit. Wie ich aber dann nach zwanzig Minuten wiederkomme, war er fort. Nicht wahr, Herr Buchhalter, dem Herrn Doktor erzählen Sie's nicht — wenn's nicht sein muß."

„Ich sage nichts."

Über den Mord auf der Wiese erschienen nun wieder ständige Nachrichten. Zeno Stux leugnete nach wie vor und verweigerte jede Angabe, wo er am Abend der Tat gewesen war.

Ein paar Seiten weiter stand in der Zeitung: „Heute früh wurde von unbekannter Hand in den Briefkasten des Polizeipräsidiums ein Päckchen gelegt, das eine Reihe von Papieren enthielt, die dem Ermordeten gehörten — dazu vierhundertfünfzig Mark in Banknoten. Offenbar handelt es sich um den geraubten Inhalt der Brieftasche des Sattlergehilfen Moorbruch. Man steht vor einem Rätsel. Sollte das der Versuch eines Helfershelfers des Verhafteten sein, die Untersuchung auf eine falsche Fährte zu lenken und den Anschein zu erwecken, als sei der Schuldige, bei der Festnahme eines Unbeteiligten von Reue ergriffen, bestimmt worden, durch Einsendung der Überführungsgegenstände den Verdacht gegen den Verhafteten zu entkräften?"

Oskar las diesen Bericht mit einem seltsamen Gemisch von Empfindungen.

Gloos hatte ihm die Papiere gestohlen und an die Polizei gesandt. Er wollte offenbar den Unschuldigen retten. Dieser Regung freute sich Espel und schämte sich zugleich der eigenen Mutlosigkeit.

Heute gelang es ihm leichter als gestern, sich harmlos zu geben.

Als er mittags heimkam, fragte Liesel: „Der Mann scheint ja wieder nicht der Richtige zu sein, wenn ein anderer den Raub gehabt hat?!"

Oskar erwiderte leichthin: „Wenn man sich um all das kümmern wollte, hätte man viel zu tun. Warten wir's ab!"

Sie schaute ihn verwundert an.

„Meinst du nicht, wenn ein Mensch die Papiere so lange mit sich herumgetragen hat, müßte sich doch irgend eine Spur von ihm daran finden lassen. Fingerabdrücke vielleicht."

Die Blutspuren am Arbeitsbuch Franz Moorbruchs und an dem Briefe seiner Mutter fielen ihm ein. Aber Gloos hatte ja früher nichts begangen. Von ihm besaß die Behörde keine Fingerabdrücke. Ihn überführten diese Zeugen nicht, wenn er sich nicht selber verriet.

Liesel fragte nicht mehr.

Aber als sie auseinander gingen, lud er sie ein, ihn mittags im Büro abzuholen.

Sie wollten einmal auswärts essen und dann die Eltern besuchen, um zu hören, wie ihnen der Festtag bekommen war.

Er wollte nicht mit sich allein sein.

Als sie dort ankamen, sagte Frau Wolperts: „Die Base Gloos hat uns schreiben lassen, daß ihr Thomas nicht

zu ihr gekommen ist. Jetzt ist sie erst recht in Sorge um ihn. — Es wird nichts übrig bleiben, als noch einmal nachzufragen, vielleicht sollte man gleich zur Polizei gehen."

Espel ließ sich nicht merken, wie ihn dieser Auftrag beunruhigte, und versprach, die nötigen Schritte zu tun.

Seit gestern duzten sich die Schwiegereltern und Oskar. Frau Wolperts sagte: „Wenn du ihn hier triffst, dann bringst du ihn her. Ich möchte ihm den Kopf waschen. So behandelt man seine Mutter nicht. Wir sind doch verwandt mit ihm, und wenn er einen dummen Streich macht, müßte man auch darunter leiden."

Als Oskar nachmittags in die Kanzlei kam, saß auf der Wartebank eine schlicht gekleidete Dame mit sympathischem, aber ernstem Gesicht.

Sie wartete auf den Anwalt.

Doktor Müller blieb lange aus.

Endlich erhob sie sich und trat zu Oskar an den Tisch.

„Könnte ich ein paar Worte mit Ihnen im Vertrauen sprechen?"

Er verbeugte sich, stand auf und schloß die Zwischentüre.

„Ich darf wohl annehmen," begann sie, als ihr der Buchhalter einen Stuhl neben seinen Schreibtisch gestellt hatte, „daß Sie schon längere Zeit hier tätig sind und meine Mitteilungen genau so streng geheim halten wie Ihr Herr Chef. Ich kann keine Zeit verlieren . . ."

Oskar nannte seinen Namen und versicherte sie seiner dienstlichen Verschwiegenheit.

„Ich heiße Emma Adeiher und bin Lehrerin. Der wegen Mords verhaftete Zeno Stux ist mein Stiefbruder."

Oskar fühlte, wie ihm alles Blut aus den Wangen wich.

„Ich will nichts unversucht lassen, meinen Stiefbruder möglichst bald von dem Verdachte und aus dem Gefängnis zu befreien. Er hat sonst niemand auf der Welt als mich, und er ist unschuldig."

„Das weiß ich."

Emma Adeiher sah ihn verblüfft an.

Der Leidenszug in dem Gesicht der Lehrerin hatte den Bann von seinem Wesen gelöst. In diesem Augenblick war er zu keiner niedrigen Handlung fähig. Nie stand seinem Herzen das Schicksal seines Verwandten Gloos näher, das in seiner Hand lag. Alles, was jetzt getan werden konnte, mußte um der Wahrheit willen geschehen. Noch erblickte er nicht den Weg. Doch das Ziel war ihm klar.

Die Lehrerin, die sah, wie es in ihm rang, fragte: „Sie wissen, daß mein Stiefbruder unschuldig ist? Ich bitte, sagen Sie es mir. Sein und mein Leben hängt daran."

Oskar sah ihr fest ins Auge. „Vertrauen Sie mir?"

„Ja!"

„Dann gehen Sie jetzt fort von hier und sagen Sie mir, wo ich Sie nach Kanzleischluß treffen kann."

Einen Augenblick schwankte sie. Dann erwiderte sie: „An den Stufen der Cyrilluskirche."

Er stand auf und reichte ihr die Hand. „Ich werde kommen."

Sie schaute ihn ruhig an. Sein Auge wurde hell bei diesem Blick.

„Um sechs Uhr" — sagte sie — „an der Cyrilluskirche."

Espel rief das Einwohnermeldeamt des Polizeipräsidiums an, und nach wenigen Minuten kam die Kunde, daß der Friseurgehilfe Thomas Gloos bei dem Barbier

Czipka, Gertrudenstraße 119, in Stelle und Wohnung gemeldet sei.

Nun schickte Oskar einen Dienstmann nach der Gertrudenstraße. Zwei Zeilen überbrachte er Thomas Gloos, die ihn zu Professor Dirr riefen.

Vorher hatte Oskar den Professor ans Telephon gebeten und angefragt, ob ihm gegen sieben Uhr sein Besuch erwünscht wäre.

Dann schickte er das Bürofräulein zu seiner Frau und ließ ihr sagen, sie möge ihn erst später erwarten.

Eine Viertelstunde vor Kanzleischluß ordnete Oskar seinen Schreibtisch und prüfte noch einmal den Schlüssel an den Schubladen, ehe er diese abschloß. Dabei zog er die Lade mehr heraus als sonst. Sie bekam das Übergewicht und fiel zu Boden.

Da entglitten ihr zwei Dokumente; das Arbeitsbuch Franz Moorbruchs und der Brief seiner Mutter.

Gloos hatte also Ruhe und Überlegung genug besessen, unter den Papieren zu wählen und das zurückzulassen, was ihm vielleicht gefährlich werden konnte.

Mit einem Gefühl des Ekels stieß Oskar die Schublade in den Tisch.

Die Papiere steckte er zu sich.

Ungeduld trieb ihn nach der Cyrilluskirche.

Dort begrüßte er die Lehrerin und ging dann neben ihr her. Sie vernahm nun alles, was seit jener verhängnisvollen Mordnacht geschehen war.

Er verschwieg nichts.

Als er zu Ende war, blieb sie stehen.

Er sah, wie ihre Augen flammten.

„Wollen Sie nun auch mich hören?"

Er nickte, und ein banges Gefühl beschlich ihn.

„Ich will nicht als Stiefschwester eines Unschuldigen

zu Ihnen reden — nur als Mensch zum Menschen. Sie glauben, etwas Besonderes getan zu haben. Mir erscheint das anders. Ihre Pflicht wäre gewesen, der Polizei mitzuteilen, was Sie wußten."

„Aber meine Familie ..."

„Wenn Sie nur Ihrer Familie leben wollen, versündigen Sie sich an anderen Menschen."

Die klaren Worte trafen ihn tief. Zugleich aber empörte es ihn, daß sie so entschieden urteilte.

„Sie verkennen alles, was menschlich ist!" erwiderte er. „Die Tat und der Täter und mein Verhalten dabei lassen sich nicht mit dem gewöhnlichen Maß messen. Es gibt Ausnahmefälle ..."

„Konnten Sie voraussehen, daß ein Unschuldiger in schwerste Not geriet, und mit ihm noch jemand?"

Scheu blickte er zur Seite.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander.

Dann blieb sie stehen und begann: „Ich bin auf dem Land aufgewachsen als Tochter eines Grenzwächters, der ein trauriges Leben hinter sich hatte. Er war der Sohn eines bekannten Malers und von seinen Eltern für die Kunst bestimmt worden. In seiner Studienzeit verlor er Vater und Mutter, die einer Gasvergiftung zum Opfer fielen. Damit war für ihn alles vorbei. Nach vielen Versuchen, sich einen Lebensunterhalt zu schaffen, wurde er Zollwächter in einem Grenzdorf, wo er die Lehrerstochter heiratete und mit ihr und mir, dem einzigen Kinde, lebte. In einer Nacht traf ihn die Kugel eines Schmugglers. Als mein Vater starb, war ich in einer Schule in der Kreisstadt untergebracht worden. Meine Mutter heiratete einen Grenzbauern. Der Sohn dieser Ehe war mein Stiefbruder. Von einem müden Mann und einer früh gealterten Frau nicht genügend beaufsichtigt, wurde

er beim Schlingenlegen ertappt und stach den Forst-
beamten nieder."

Sie senkte den Kopf etwas und schwieg einen Augen-
blick. „Man verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus.
Meine Mutter starb in dieser Zeit, und der Vater folgte
ihr. Ich war damals hier Lehrerin. Begreifen Sie, wie
ich unter diesen Ereignissen litt?"

Oskar schwieg und senkte den Kopf.

„Ich konnte meinen Stiefbruder nicht verachten und
verwerfen. Ich wußte ja, daß ihn mangelnde Erziehung
auf Abwege gebracht hatte. Und er hing an mir! Sooft
ich in den Ferien heimgekommen war, fühlte er sich
glücklich. Er wäre ein guter Mensch geworden, wenn ich
bei ihm hätte bleiben können. Als er aus dem Zucht-
hause kam, hörte ich lange nichts von ihm. Eines Abends
traf ich ihn vor meiner Wohnung. Es fiel ihm schwer,
Arbeit zu finden. Aber er hat sie gesucht vom ersten Tage
an, und er hat sie gefunden und sich erhalten bis zu dem
Tage, an dem er verhaftet wurde. Nun ist alles zer-
schlagen und vorbei für ihn. Er hat gearbeitet, und nur
in den Abendstunden kam er zu mir. Es dauerte lange,
bis ich ihn so weit brachte. Meinen Hausleuten sagte ich,
er sei ein Verwandter von mir, der sonst niemand auf
der Welt habe. Jeden Pfennig, den er erübrigte, brachte
er mir, und ich habe das Geld für ihn angelegt. Jetzt ist
alles zerschlagen; er wird in Elend und Verachtung
sinken, auch wenn er wieder frei wird. Und ich weiß, daß
es sein größter Kummer ist, daß er mir durch sein un-
verschuldetes Unglück Schande bereiten könnte. Er wird
meinen Namen nicht nennen; er wird sich lieber ver-
urteilen lassen, ehe er bekennt, wo er an jenem Abend
gewesen ist. Er wird von hier fliehen, wenn er wieder
los kommen sollte. Aber ich will ihn nicht im Stiche

lassen — und wenn ich meine Stelle verlieren müßte."
Sie standen vor dem Tore des Professors Dirr.

Der Professor empfing sie in seinem Bücherzimmer.
Er sah verwundert auf, als die schöne Frauengestalt eintrat.

„Fräulein Emma Adeiher," sagte der Buchhalter, „die Stiefschwester des zu Unrecht Verhafteten."

Die Stirne des Gelehrten verdüsterte sich.

Dann bot er beiden einen Sitz.

„Ich weiß, Herr Professor," begann Oskar, „daß Sie mir nicht zürnen, wenn ich noch einen anderen zu Ihnen herrief. Ich hoffe, er kommt. Ich erzählte dem Fräulein alles, darunter manches, was Sie nicht wissen, Herr Professor. Der Mörder hat mir inzwischen die Überführungsgegenstände zugeschickt und sie dann heimlich wieder aus meinem Büro geholt — bis auf diese zwei."

Er legte das Arbeitsbuch und den Brief der Frau Gloos auf den Tisch. Dirr nahm die Dokumente und las den Brief.

Dann legte er beides wieder auf den Tisch.

„Was haben Sie mit ihm vor, Fräulein?" fragte er.

„Ich will ihm zusprechen, daß er sich freiwillig stellt."

„Und wenn er das nicht täte?"

„Dann wünsche ich, daß er festgenommen wird. Oder soll die Wahrheit nicht an den Tag kommen?"

Der Professor sah Oskar an. „Was ist Ihre Meinung?"

„Die Wahrheit soll siegen."

Ein trübes Lächeln flog um Dirrs Mund.

Er ging an die Nebentüre, öffnete sie und winkte hinaus.

Es dauerte eine Weile; dann kam ein Weib, jung an

Jahren und früh gealtert vor Entbehrung und Leiden, mit einem kränklichen Kind im Arme herein. Oskar betrachtete die beiden erschüttert, und die Augen der Lehrerin trübten sich.

„Das ist die Schwester des Mannes, den man unschuldig verhaftet hat,“ sagte der Professor zu dem scheuen Geschöpf.

„Er hat für sich seine Geliebte und ihr Kind geschickt,“ sagte er zu Oskar und der Lehrerin.

„Er hat's für uns getan!“ stöhnte das Mädchen und brach nieder vor Emma Adeiher.

Oskar wandte den Blick verzweifelt weg.

Von krampfhaftem Weinen geschüttelt, lag das Mädchen vor der Lehrerin.

Emma hob langsam die Hand und legte sie auf den fahlblonden Scheitel des Mädchens. „Stehen Sie auf. Wir wollen ruhig reden.“

Zitternd richtete sich die zusammengesunkene Gestalt halb auf. „Er hat's für uns getan!“ sagte sie nochmals.

Jetzt war die Fremde ganz aufgestanden und hatte sich mit dem Kind im Arm auf einen Stuhl gegenüber der Lehrerin gesetzt.

„Mein unschuldiger Bruder darf nicht zugrunde gehen,“ sagte Emma und schaute das mitleidswerte Wesen mit Blicken an, die milder waren als ihre Worte. „Lassen Sie mir das Kind. Ich will dafür sorgen, und ich will auch Ihnen helfen, soviel ich es vermag.“

Da drückte das junge Weib ihr Kind an sich.

„Mein Kind soll ich Ihnen geben — und Sie bringen seinen Vater aufs Schafott! Eher spring ich mit dem Kind ins Wasser.“

Bleich stand die Lehrerin da.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte Dirr zu der vor Erregung Zitternden. „So ist es nicht gemeint.“

Emma Adeiher unterbrach ihn: „Ich kämpfe wie sie um einen, der sonst niemand hat auf der Welt — und er ist unschuldig."

Da hob das abgezehrte, verkümmerte Geschöpf den Kopf und preßte ihr Kind an sich.

„Schuldig oder unschuldig," sagte sie, „von der Lieb' wissen Sie wohl nichts?"

Ihr bleiches Gesicht beugte sich hinunter auf ihr Kind. Ihre Lippen preßten sich auf den winzigen Mund, und mit einem Lächeln, in dem die Erinnerung längst versunkenen Glückes lag, flüsterte sie: „Er hat uns lieb gehabt."

Der Buchhalter wandte sich ab.

Die Lehrerin strich sich mit der Hand über die Augen.

„Ich will Sie nicht zugrunde richten," sagte sie. „Ich schweige."

Sie wendete sich zur Türe und ging hinaus.

Das junge Mädchen stand betroffen und blickte ihr stumm nach.

Der Professor ging rasch hinaus und wollte sie zurückhalten. „Bleiben Sie! Das Mädchen ist ruhiger geworden. Wir wollen weiter sprechen; wir müssen einen Weg finden, der Wahrheit, Recht und Liebe vereinigt. So dürfen Sie nicht aus meinem Hause gehen."

Sie wendete sich um und schaute ihm in die Augen.

Eine so zwingende Macht lag in ihrem Blick, daß er verstummte. Er begriff, hier waltete ein Wille, der keinen Widerspruch duldete, der stark genug war zu dem, was wenige können — alles zu opfern.

Er stand noch stumm, als schon die Gartenpforte klang.

Mit Empfindungen, die sich in dieser Stunde nicht klären konnten, ging er in das Zimmer zurück.

„Wir wollen morgen, wenn wir alle ruhiger geworden sind, weiter sprechen," sagte er zu Espel; dann

wendete er sich der jungen Wäscherin zu: „Sie bleiben diese Nacht hier im Fremdenzimmer."

Willig ging sie in das Zimmer zurück, aus dem sie gekommen war. Ihr Haß gegen die Lehrerin war gebrochen. Unbewußt fühlte sie das Gewaltige heraus aus den Worten: „Ich schweige."

Espel wanderte heimwärts.

Er war noch nicht völlig zu sich gekommen, als er vor seinem Hause stand.

Liesel empfing ihn blaß und geängstigt.

Da faßte er ihre Hand, führte sie in das Zimmer und erzählte ihr alle Qual und Unrast, die er in diesen Wochen erlebte.

In ihr löste sich alles in Liebe auf. Sie dachte nur an ihn und hoffte, daß er bald von all dem Traurigen befreit werden möge.

Am anderen Ende der Stadt lag das abgehärmte Weib mit dem Kind im Arm; hier am Rand der kahlen Wiese der zermarterte Mann und seine Frau. Sie alle schlummerten traumlos.

Weit draußen im kleinen Vorstadthaus lag ein Weib ohne Schlaf in stillem, hartem Seelenkampf — die Lehrerin, die alles der Menschenliebe geopfert hatte, und in seiner Gelehrtenstube saß ohne Schlummer der Professor, der so lange gewähnt, er sei des Lebens Meister.

Nun glühte ihm die Stirn von seinen Rätseln.

Am anderen Morgen, nachdem Espel in seine Kanzlei gegangen war, kleidete sich Liesel an, um das Haus zu verlassen. In diesem Wirrwarr wollte sie Rat bei ihrer Mutter suchen. So sehr sie den gewalttätigen Willen der Mutter scheute, wenn sie gereizt wurde, so hoch schätzte sie

ihre Lebensklugheit, die in allen schwierigen Lagen immer das Rechte getroffen hatte. Und sie brauchte ja nicht mehr zu fürchten, daß sie aus Abneigung gegen Oskar falsch beurteilte, was ihn anging, denn er stand ja jetzt bei ihr in Ehren.

Frau Wolperts rief wiederholt, während ihre Tochter erzählte: „Das ist ja wie im Theater."

Endlich war Liesel fertig. Da sagte die Mutter: „Für einen Weiberverstand ist das zu viel. Das muß ein Mann entscheiden."

Liesel schaute ungläubig auf.

Wenn jetzt auch die Mutter versagte, dann gab es überhaupt keinen Rat.

Die Sekretärin griff zu Hut und Mantel und kleidete sich an.

„Wohin willst du denn gehen?" fragte die Tochter ängstlich.

Frau Wolperts lachte. „Da fragst du noch? Zu deinem Vater geh' ich."

Liesel traute ihren Ohren nicht. Ihr Vater, den die Mutter sonst immer als willenlos behandelte, sollte entscheiden? War denn ihre Mutter auch so verwirrt, daß sie nicht mehr wußte, was sie sagte?

„Ich seh' dir an, was du denkst. Du meinst, weil ich oft für den Vater rede und an seiner Stelle handle, hätte ich keine Achtung vor seinem Urteil und seinem Verstand? Ja, in kleinen Dingen, wie sie einem das Leben alle Tage bringt, da hab' ich als Frau mehr Verständnis. Aber wenn es sich darum handelt, was Recht ist in einem großen Fall, dazu sind wir Weiber nicht berufen. Da gehört ein ganzer Mann dazu, und das ist dein Vater. Der hat noch nie etwas getan und gesagt, was nicht streng rechtlich gewesen wäre. Komm!"

Noch nie in ihrem Leben hatte Liesel einen so tiefen Blick in das Herz der Frau getan, die ihre Mutter war. Mit frohem Erstaunen erkannte sie das feste sittliche Gefüge dieser Ehe, in der ein mutiges und lebenskluges Weib dann schlicht zur Seite trat, wenn es sich um eine Frage handelte, in der sie den bescheidenen, stillen, vom tiefsten Rechtsgefühl durchdrungenen Mann als überlegen anerkannte.

Frau Wolperts rief ihren Mann heraus.

„Michael," sagte sie, „sieh, daß du dich früher frei machen kannst! Wir haben etwas Wichtiges, das du entscheiden sollst."

Er schaute einen Augenblick vor sich hin.

Dann ging er hinein und kam nach wenigen Minuten zum Ausgehen gekleidet wieder.

Sie wanderten durch abgelegene Straßen nach den Parkanlagen hinunter. Dort, auf einsamen Wegen, erzählten Liesel und ihre Mutter alles, was geschehen war.

Der Sekretär hörte aufmerksam zu.

Dann kehrte er nachdenklich um, und die beiden Frauen gingen schweigend neben ihm her.

Nun standen sie vor dem Haus des Rechtsanwalts Müller.

„Zuerst," sagte er, „muß Oskars Chef alles erfahren. Dann werden wir hören, was er meint."

Der Sekretär gab seiner Frau und Liesel die Hand. Seine Tochter bangte vor der schweren Stunde, der ihr Mann entgegenging. Aber sie fühlte, daß es hier keinen Widerspruch gab.

So ging sie still mit ihrer Mutter heim.

Der Sekretär mußte eine Weile warten, bis dringliche Arbeiten erledigt waren.

Dann erhob sich Wolperts.

„Oskar! Liesel hat der Mutter und mir alles gesagt..."

„Das hab' ich nicht gewollt, daß ihr auch noch mit mir in Sorgen kommt."

„Es ist besser so, Oskar. Die Mutter kann sich's eher zurecht legen, wenn es sie nicht plötzlich überrumpelt. Sie war immer so stolz auf die Ehre ihrer Familie. Komm! Wir wollen jetzt mit deinem Chef sprechen."

„Ich würde mich zu Tod schämen."

„Komm!" wiederholte der Sekretär. „Es ist höchste Zeit, daß er es erfährt."

Oskar betrachtete seinen Schwiegervater verwundert. Es ging ihm jetzt wie vorhin Liesel bei ihrer Mutter. Die Sicherheit im Auftreten des kleinen Mannes bannte jeden Widerspruch.

Sie gingen hinein.

Und wieder erzählte Oskar. So hart ihm manches fiel, er empfand doch während des Redens die Wohltat der Erleichterung.

Der Anwalt vernahm mit Erstaunen die abenteuerlichen Vorgänge. Als Oskar die Unwahrheiten bekannte, die er wegen dem Einbruch sich hatte zu Schulden kommen lassen, runzelte der Chef einen Augenblick die Stirn. Aber er verzieh schnell; dem erfahrenen Verteidiger war nichts fremd und keiner der Irrwege unbekannt, auf die Menschen in ungewöhnlichen Lebenslagen geraten.

Als Oskar seine Erzählung beendet hatte, sagte Müller: „Nun bin ich auch mit hineingezogen in den Wirbel, der Sie alle erfaßt hat. Da bringt uns die Juristerei nicht weiter. Das sind Menschheitsfragen."

Eine Weile sann er nach.

„Wir müssen zweierlei bedenken," begann er dann wieder, „den Rechtsstandpunkt und das Mitleid. Das Mitleid spricht für den Mörder, seine Geliebte und ihr

Kind. Aber es spricht noch mehr für den Unschuldigen und seine Schwester. Den rechten Weg weist das Rechtsgefühl. Es verlangt unweigerlich, daß wir gegen den Täter vorgehen und den Unschuldigen befreien. Das Rechtsgefühl rief Sie nach dem Mord auf. Es bestimmte Ihren Willen und drängte Sie zum Handeln. Was Sie getan haben, war ein Übergriff in eine Machtsphäre, die nicht die Ihre war. Das hat sich an Ihnen gerächt. Alle Qual und Unrast dieser Wochen rührte von der Einmischung in den Bereich jener Mächte her, die vom Staat mit der Verfolgung von Missetaten betraut sind. Ich tadle Sie darum nicht, denn Ihr Tun erwuchs ja aus einem besonders feinen Rechtsempfinden."

Er schwieg wieder eine Weile.

Dann erhob er sich. „Ich will zum Staatsanwalt gehen und mit ihm sprechen."

Oskar zuckte zusammen. Und doch sagte er sich, daß der Anwalt nicht anders handeln durfte.

Da läutete das Telephon.

„Rechtsanwalt Müller hier ... Wie sagen Sie? — Wer ist dort? ... Die Gefängnisverwaltung? Wer will mich sprechen? ... Der Untersuchungsgefangene Thomas Gloos, sagen Sie? ... Der Friseurgehilfe Thomas Gloos, der heute nacht bei Ihnen wegen Diebstahl eingeliefert wurde? — Wegen Diebstahl, verstehe ich recht? — So, so, wirklich wegen Diebstahl? — Ich komme, sobald ich mir Erlaubnis verschafft habe."

Oskar hatte sich während dieses Gesprächs erhoben und stand bleich bis in die Lippen da.

Der Sekretär saß ruhig und blickte gespannt auf den Anwalt.

„Sonderbar," sagte Doktor Müller, „was mag da

vorgegangen sein? Wegen Diebstahl eingeliefert? Jedenfalls gehe ich sofort in das Gefängnis."

Emma Adeiher trat vor das Schulhaus. Als sie etwa hundert Meter weit gegangen war, kam ein schlanker Mann auf sie zu, der sie fast noch um Kopfhöhe überragte.

Es war Professor Dirr.

„Verzeihen Sie," sagte er, „wenn ich Sie hier erwartet habe. Ich möchte gerne mit Ihnen über das sprechen, was Sie gestern nicht mehr hören wollten."

Unbefangen entgegnete sie: „Es schien mir, daß es nicht die rechte Stunde nach den erregten Vorgängen für Rat und Entschluß war. Und ich hatte mir den einzigen Weg gewiesen, den es für mich nach dem Erlebten gab."

„Ihr Gelöbnis, zu schweigen, war tapfer. Ich glaube nicht, daß viele dazu imstande gewesen wären. Nein, nein, ziehen Sie die Stirn nicht in Falten. Ich muß Ihnen das sagen. Aber es ist nicht das einzige, was ich Ihnen zu sagen habe."

Er wartete, bis sie aus dem Menschenstrom in die schmale Gasse eingebogen waren, die hier zwischen einer Mauer und einer langen Bretterwand dem Stadtrand zuführte.

„Gestatten Sie, daß ich eine nüchterne Wahrheit ausspreche. Wir irren, so lange wir streben. Ich habe viel über den schwierigen Fall nachgedacht, der uns gestern abend beschäftigte, und ich bin zur Nachprüfung all meiner bisherigen Anschauungen und zu einer Wandlung gelangt. Man darf nicht der übrigen menschlichen Gesellschaft zuliebe hart und ungerecht gegen die Irrenden und Fehlenden werden, aber man darf auch um der Verbrecher willen nicht hart und ungerecht gegen das Leben

werden. Das Leben hat Anspruch auf Gerechtigkeit, die Menschen meine ich, die Schicksal, Veranlagung, Erziehung, Glück auf dem geraden Wege erhalten haben."

Sie gingen eine Weile ruhig nebeneinander her. Die Bretterwand hörte auf. Ein schneebedecktes Feld lag vor ihnen.

„Sie haben sich zum Schweigen verpflichtet, Fräulein Adeiher."

Sie senkte zustimmend den Kopf.

„Aber ich," sagte der Professor, und seine tiefe Stimme bebte, „ich habe mich nicht zum Schweigen verpflichtet."

In ihren Ohren brauste das Blut, und ihr Herz pochte unstet.

Ein Mann wie Dirr verließ nicht plötzlich alles, was er als richtig erkannte. Und wenn er es täte, wäre es darum weniger richtig gewesen? Durfte sie fordern, daß er tat, was er später bereuen mußte? Was das Leid nur von einer Brust hob, um es auf eine andere zu legen? Wenn sie anders handelte, mußte das kranke Weib mit dem Kinde unglücklich werden.

„Ich werde reden," sagte der Professor, während sie über den Schnee der kleinen Häuserkolonie zuschritten, die dort zwischen Stadt und Wald lag. „Von mir, den kein persönlicher Anteil verpflichtet, wäre es feig, wenn ich mich durch Ihr Schweigen gesichert fühlte. Ich müßte mich vor dem Buchhalter schämen, der Wochen hindurch all den Ansturm widerstreitendster Ereignisse und Empfindungen ertragen hat. Das Schicksal hat ihn abgelöst und einen anderen an seine Stelle in den Kampf für die Wahrheit geschickt. Ich gehe jetzt zu dem unglücklichen Friseur. Seine Wohnung habe ich von dem Mädchen erfahren. Ich hoffe, ihn zu überzeugen, daß er mit mir zur Behörde kommt."

Der Professor war stehen geblieben, weil sie sich der Häusergruppe näherten, in der die Wohnung der Lehrerin lag.

Bittend sah sie ihn an.

Sein Gesicht wurde ernst. „Ich werde für Sie vom Leben zu retten suchen, was gerettet werden kann. Wider die Wahrheit wächst kein Glück."

„Auch nicht das eigene," fügte er noch leise hinzu.

Dann zog er den Hut, verbeugte sich und schritt zur Stadt zurück.

Ehe die Lehrerin ihre Wohnung erreichte, wendete sie sich um.

Fern im weißen Schneefeld sah sie den Mann stehen, der nach dem Walde hinüberschaute.

Schwer fiel ihr die Erkenntnis auf die Seele, was den Sinn des Professors so umgewandelt hatte, daß er nun tat, was ihm noch gestern nicht richtig schien.

Als ob sie selbst das arme Weib verraten hätte, so niedergedrückt und befangen schritt sie ihrer Wohnung zu.

Als Sekretär Wolperts in seine Wohnung heimkehrte und den Schwiegersohn mitbrachte, fanden sie dort bei den zwei Frauen die Base Gloos von Segeltshausen. Die Sehnsucht nach ihrem Sohn hatte sie wieder in die Stadt getrieben.

Die beiden Frauen erschraken, als ob sie das schlechteste Gewissen von der Welt hätten, als die Base vor ihnen stand. Als einfache Menschen, die sonst nicht mit Lug und Trug umgingen, wären beide Frauen doch bereit gewesen, in einer kleinen Sache der Base etwas vorzutäuschen, bis man ihr allmählich das Ärgste enthüllen konnte.

Aber keine von ihnen hätte auch nur eine Silbe von

dem Ungeheuerlichen herausgebracht, was geschehen war. Der Sohn des alten, armen, vertrauensseligen Weibleins ein Verbrecher, ein Mörder! Das Wissen um dieses entsetzliche Unglück drückte Liesel so nieder, daß ihr beim Anblick der Base Tränen in die Augen traten. Und auch ihre Mutter stand ratlos vor der Frau, die bedrückt in der Sofaecke saß.

„Ich will zu meinem Thomas," hatte sie gesagt, wie sie gekommen war.

Das stand bei der Sekretärin fest, die Base durfte nicht zu ihm kommen, durfte nicht erfahren, was mit ihm vorging.

Wenn Espel das alte Bauernweiblein betrachtete, sah er ein, daß man ihr nichts sagen durfte. Der Schreck hätte ihr Herz zum Stehen gebracht.

Der Sekretär schien gleicher Meinung zu sein, denn er wich während des Mittagessens den Fragen der Base immer wieder aus. Sie aber drängte in unerschütterlicher Ruhe: „Ich will zu meinem Thomas. Wo wohnt er? Wer von euch führt mich hin? Wann gehn wir zu ihm?"

Man hätte ihr ja vortäuschen können, er sei nicht mehr in der Stadt; er sei fort und niemand wisse, wohin.

Es gab ja genug Ausreden, mit denen man ein einfältiges Mütterchen beruhigen konnte. Aber niemand fand den Mut zu der Lüge um das einzige Leben, das sie auf der Welt besaß.

Man hatte gegessen, und ein wortkarges Gespräch schleppte sich hin.

„Gehen wir jetzt zu meinem Thomas?" fragte die Base und griff nach der Tischkante, um sich daran aus dem Sofasitze empor zu helfen.

„Ja!" sagte der Sekretär und stand auf.

„Ich gehe mit,“ sagte Oskar.

Die Alte schaute befriedigt vor sich hin, wie wenn es nicht anders möglich gewesen wäre. Wozu war sie denn gekommen, als um ihren Thomas zu sehen?

„Was wollt ihr denn?“ fragten die beiden Frauen, als die Base ins Nebenzimmer gegangen war, um sich anzukleiden.

„Wir müssen aus dieser Qual heraus!“

Liesel griff geängstigt und besänftigend nach Oskars Hand.

Der Sekretär blickte seine Frau an.

„Wir werden ja sehen,“ sprach er ruhig.

Auf der Straße ging die Frau still zwischen den beiden Männern. Die lärmenden Geräusche der großen Stadt schien sie nicht zu hören. Sie blickte nicht nach den Menschen und noch weniger in die Warenfenster der Altstadtläden, an denen sie der Weg vorüberführte.

Da gingen sie in die Gertrudenstraße zu dem Barbier Czipka, bei dem Thomas Gloos nicht mehr sein konnte, denn er saß im Gefängnis.

Wenn Czipka das sagte und die Base es hörte?

Espel griff hinter dem Rücken der Frau nach dem Arm des Schwiegervaters.

Sie hatte es bemerkt und fragte: „Sind wir da?“

„Nein, noch nicht.“

Oskar wagte keinen zweiten Versuch mehr, Wolperts heimlich ein Zeichen zu geben. Er ärgerte sich über ihn, der so ruhig weitermarschierte.

Jetzt standen sie vor dem Hause an der Gertrudenstraße.

Der Sekretär legte die Hand auf die Klinke des Friseurladens. „Wartet einen Augenblick. Ich will hinein gehen und fragen, daß wir nicht gleich zu dritt kommen.“

Nach einer Minute kam er wieder heraus.

„Er ist da," sagte er.

„Wer?" rief Espel.

„Der Thomas."

Da lachte Oskar laut, und die Base war glücklich, daß man sich mit ihr freute.

Sie traten in das kleine Friseurgeschäft, das um diese Stunde meist leer war.

Die Türe zum Nebenzimmer war angelehnt.

Jetzt trat ein langer, blasser junger Mensch heraus.

„Mutterl!" rief er. „Ja, Mutterl, du bist da?"

„Thomas!" sagte sie still und schaute ihm in die Augen. „Thomas!"

Der Sekretär rückte an seiner Brille. Oskar wäre am liebsten davongelaufen, um endlich all dem Jammer zu entkommen.

Die Base saß in einem Drehstuhl, den ihr Sohn vom Spiegel weg gegen die Mitte des Zimmers gekehrt hatte; er stand neben ihr.

Die Mutter sah weder seine Unruhe noch seine Krankheit, sah nicht sein sonderbares Wesen. Sie sah nur ihn und fand ihn schön, gesund und froh, weil sie selber in diesem Augenblick glücklich war.

Die beiden sprachen wenig miteinander. Sie sagte hie und da ein paar Worte, strich ihm mit den zitternden Fingern über den Kopf und die Wangen und ließ die Hand einen Augenblick auf seiner Schulter ruhen. Kein Vorwurf wegen seines Schweigens kam über ihre welken Lippen und keine Frage. Sie war zufrieden und glücklich.

Er lauschte nach dem Nebenzimmer. In seinen Augen lag ein unsteter ängstlicher Ausdruck, wenn sie dorthin gingen. Fast wie Verzweiflung flackerte es in seinem

Blick. Wenn er die Mutter ansah, vertiefte sich die Röte auf den Backen.

„Mutter," sagte er endlich, als er wieder nach dem Nebenzimmer gehorcht hatte, „wir haben viel zu tun."

„Ich weiß schon, was es zu tun gibt in der großen Stadt und in einem so schönen Geschäft."

Sie sah sich im Laden um, und ihr Auge liebkoste all die bescheidenen Gegenstände, die um ihren Sohn waren.

Dann erhob sie sich und holte aus der tiefen Tasche des Unterrocks ein Päckchen mit Leckerbissen hervor, die für den Sohn bestimmt waren.

Wie er die Gabe aus ihrer Hand nahm, zitterte er leicht und hielt sich an der Sessellehne fest.

Sein Gesicht war grau geworden.

Aber sie merkte nichts.

„Gehst du denn schon?" fragte er, während er wieder scheu nach dem Nebenzimmer blickte.

„Oh," sagte sie wichtig, „ich weiß, daß du viel zu tun hast. Ich bin zufrieden. Ich hab' dich gesehen. Es geht dir gut, und du hast eine schöne Stelle. Jetzt fahr' ich wieder heim."

Sie streichelte ihm schnell mit beiden Händen noch einmal das Gesicht, faßte seine beiden Hände und ging dann geschwind nach der Türe. Sie wollte es ihm leicht machen und verbergen, wie hart ihr der Abschied fiel.

Als sie draußen war, hob er beide Arme hoch, als ob er etwas festhalten wollte, das er für immer verlor.

Dann ließ er die Hände schlaff herunter hängen, senkte den Kopf und wankte in das Nebenzimmer.

Die Alte ging still, vergnügt und wortlos zwischen den beiden Männern her und fuhr noch am selben Abend heim.

Oskar hatte an diesem Tag das Unmöglichste erlebt.

Er dachte über des Rätsels Lösung nach und begriff nichts. Dann betrachtete er seinen Schwiegervater und beneidete ihn um die Ruhe, mit der er seines Weges schritt.

Der Sekretär dachte nicht viel, während sie so gingen. Er sah einmal nach der Uhr und überlegte, ob er der Base noch eine Tasse Kaffee unterwegs anbieten sollte. Aber sie wollte ja fort. So unterließ er es. Er freute sich darauf, heute an dem freien Nachmittag die Zeitungen nachlesen zu können.

Als eine halbe Stunde später Professor Dirr bei dem Friseur Czipka eintraf und den Gehilfen sprechen wollte, wurde ihm gesagt, Thomas Gloos sei nicht da.

Wo er denn wäre?

Czipka betrachtete sich den Herrn genau. Es war niemand, der in seinem Laden verkehrte.

Da raunte der Friseur dem Fremden zu: „Sie haben den armen Teufel ins Gefängnis gesteckt, aber ich glaube, daß es ein Irrtum ist. Bei mir war immer die Kasse offen, und es hat nie ein Pfennig gefehlt. Ich traue ihm keinen Diebstahl zu."

Dirr stand betreten da.

Kam ihm das Schicksal zuvor?

Er wollte dem Unglücklichen zur Seite bleiben, wie er sich gelobt hatte.

So ging er in das Gefängnis.

Im Gefängnis war eine halbe Stunde vor ihm Rechtsanwalt Müller eingetroffen.

Er kam mit einer Sprechkarte, die ihm der Ermittlungsrichter auf seine Erklärung ausgestellt hatte, daß Gloos ihn zu sprechen verlangt habe.

„Was hat er denn getan?" fragte der Verteidiger,

während der Aktuar das Kartenblatt ausfüllte, den Amtsrichter.

„Er hat heute nacht vor einem Weinlokal einem eben herausgekommenen Gast den Beutel aus der Manteltasche zu nehmen versucht. Wenn er es in der Absicht getan hätte, erwischt und verhaftet zu werden, hätte er es nicht besser anstellen können. Ein harmloser, fast verhungerter Bursch, den das Elend anscheinend halb besinnungslos gemacht hat."

Sollte er es in der Absicht getan haben, verhaftet zu werden, dachte der Anwalt, während er über die Brücke nach dem Untersuchungsgefängnis wanderte.

Als er eintrat, sagte man ihm dort im Aufnahmezimmer, Gloos sei eben zurückgekommen. Zwei Kriminalbeamte hätten ihn nach seiner bisherigen Arbeitstelle geführt und dort in seiner Gegenwart seine Habe durchgesucht. Es sei aber nichts von Bedeutung vorgefunden worden. Der Verdacht, daß er vielleicht einer der in der letzten Zeit aufgetretenen Taschendiebe sei, hätte sich nicht bestätigt.

Ein Aufseher, der eben von seiner Abteilung zurückkam und diese Worte hörte, rief: „Der und ein Taschendieb? Der ist zu dumm zum Stehlen. Ich glaube, den könnte man zum Rasieren verwenden, weil der Bader krank ist."

„Möglich. Ich will aber erst den Herrn Amtsrichter fragen," erwiderte der Verwalter.

Dann führte man den Anwalt in den ersten Stock und dort in ein Verhörzimmer am Ende des Gangs.

Dann brachte ein anderer Aufseher den Untersuchungsgefangenen Thomas Gloos aus der Zelle. Er ließ ihn eintreten, grüßte den Rechtsanwalt und ging hinaus, um im Gang zu warten. Es bestand kein Anlaß, die Unterredung mit dem bekannten Verteidiger zu überwachen.

„Sie haben mich hierher bitten lassen?" sagte der Rechtsanwalt und betrachtete den blassen jungen Menschen aufmerksam.

Gloos antwortete verlegen: „Allerdings, Herr Doktor. Aber ich bitte um Entschuldigung. Es ist nicht notwendig, daß ich Sie bemühe. Es handelt sich um eine Kleinigkeit. Ich bin ja unschuldig."

Doktor Müller schaute ihn erstaunt an.

„Aber Sie haben mich doch hierher bitten lassen?"

Der Gefangene dachte: „Ja, das weiß er nicht, daß ich inzwischen meine Mutter gesehen hab' und daß ich jetzt wieder leben will. Zuvor, ja, da wollte ich alles sagen, aber das kann ich doch jetzt nimmer, es würde meiner Mutter das Herz abdrücken."

Laut sagte er dann: „Ich habe geglaubt, sie mützen mir alles Erdenkliche auf, aber sie haben nichts gefunden bei mir. Und wegen der Kleinigkeit, da komm' ich schon allein durch."

Doktor Müller trat dicht vor Gloos hin, der mit gesenkten Augen an der Wand stand. „Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Nein!"

„Gar nichts?"

Er schüttelte den Kopf.

Der Anwalt beugte sich vor und fragte halblaut: „Auch wegen keines anderen, der hier ist?"

Wieder dachte Gloos: „Wegen dem bin ich ja da; aber ich kann dir jetzt nichts mehr sagen."

„Nein!" murmelte er.

„Gut. Ich will Sie zu nichts überreden. Ich komme gern wieder, wenn Sie mich sprechen wollen. Denken Sie daran!"

Er trat in die andere Ecke und zog die Glocke.

Man hörte den Schritt des Aufsehers.

Da trat Gloos rasch zu dem Rechtsanwalt heran. „Morgen vielleicht, Herr Doktor ... ich ..."

Der Wärter trat ein, grüßte den Verteidiger und führte Gloos in die Zelle zurück.

„Reismann!" Der Verwalter rief ins Nebenzimmer, wo einer der Aufseher an einem Tisch saß. „Wenn Sie mit dem Essen fertig sind, holen Sie den Thomas Gloos und bringen ihn nach der Zelle 93 zu dem Zeno Stux. Der Herr Gefängnisarzt hat heute gesagt, man solle es einmal versuchen und einen harmlosen Menschen zu ihm hinein setzen, daß er nicht tiefsinnig wird und etwas anstellt. Da ist dieser Trottel gerade recht."

„Paß auf!" sagte der Wärter Reismann, während er Thomas Gloos in die Zelle 93 brachte. „Du kommst jetzt zu einem Raubmörder hinein. Du brauchst dich aber nicht zu fürchten. Dir tut er nichts. Aber wenn du was merkst, daß er sich selber was antun oder sonst was Verdächtiges vorhaben sollte, dann machst du sofort Lärm. Du darfst dafür auch die Leute rasieren und bekommst eine kleine Vergütung. Verstehst du?"

Es war richtig, was vorhin im Aufnahmezimmer ein anderer Aufseher gesagt hatte: der Untersuchungsgefangene Gloos war ein seltsamer Kauz. Denn er lief neben Reismann her, während sie nach der Zelle 93 gingen, wie wenn er im Traume wandelte.

Mit dem konnte der Raubmörder nichts ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Vorposten im Daseinskampfe

Von Dr. H. Selenka / Mit 12 Bildern

Kein Volk der Erde ringt mit solcher Zähigkeit um sein Leben in gleich rauher, unwirtlicher Heimat wie das der Eskimos. Obwohl es heute kaum noch vierzigtausend Seelen zählt, bewohnt es doch ein ungeheures Gebiet, das sich, hart an der Grenze des ewigen Eises, vom Osten Grönlands längs des arktischen Amerika mit seiner reichen Inselwelt bis nach Alaska hoch am Beringmeer erstreckt. Und doch herrscht trotz der gewaltigen Entfernungen — man denke nur, daß beide Grenzen mehr als sechshundert Meilen trennen — derartige Übereinstimmung der Sprache, daß sich der Eskimo des äußersten Westens mit dem des Ostens ohne weiteres verständigen kann. Ja selbst sein Äußeres, soweit es nicht durch andere Kultureinflüsse verändert erscheint, ist überall das gleiche. Aus einer Fellverbrämung schaut ein gutmütiges, gelbes Antlitz mit vorstehenden Backenknochen, starken Kiefern, mehr oder weniger schräg gestellten dunklen Augen und straffem, schwarzem Haar, wie wir es von den sibirischen Mongolen kennen. Woher die etwa mittelgroßen Leute aber stammen, bleibt ungewiß, da sie wohl schon vor unserer Zeitrechnung in jenes Schneeland wanderten, das ihnen niemand streitig machte. Während man früher glaubte, daß sie von Asien her, an dessen Ostspitze sich noch heute ein Trupp des merkwürdigen Volkes findet, über die Inselbrücke der Aleuten eindrangen, herrscht jetzt die Ansicht vor, daß ihre Wiege an der Hudsonbai oder gar auf Alaska stand. Sie waren das erste Volk der Neuen Welt, auf das die

Europäer stießen, als waghalsige Wikinger auf ihren Drachenschiffen sich durch das Treibeis kämpften und ums Jahr 1000 auf Grönland landeten. „Skrälinger", Unholde oder Schwächlinge nannten sie die Eskimos, die anfänglich vor den ungebetenen Gästen zurückwichen, aber doch schließlich ihre Niederlassungen zerstörten, die mehr und mehr vergessen wurden, so daß zuletzt nur noch die Edda, Islands Heldensage, davon Kunde gab.

Jahrhunderte vergingen dann, bis wieder Norweger auf ihren Schuiten kamen und „das grüne Land" zum Krongut ihres Staates machten. Indes nur in dem kurzen Sommer schmückt grüne Pflanzendecke seinen Saum. Das Innere der riesigen Insel, die dreimal größer als ganz Skandinavien ist, decken Eis und Schnee, wie sie in grauer Vorzeit ja auch weite Teile unseres Vaterlandes unter sich begruben. So bietet allein die schmale Küste, vom Eis des Meeres wie des Landes eingeschnürt, noch karge Lebensmöglichkeit. Wo immer Eskimos sich finden, wohnen sie, wenn auch nicht immer unter gleich ungünstigen Verhältnissen, doch dicht am Meer, das ihnen alles, was sie brauchen, spendet. Der Mann ist mit seinem Boote, seinem Kajak, wie verwachsen; es paßt ihm wie ein Anzug auf den Leib, so daß die Hüften eben Platz im runden Einsteigloche des Verdeckes finden, und da sein Pelzrock über die ringförmige Kante dieser Öffnung festgeschnürt wird, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, sind Mann und Boot eins geworden. Nach dem leisesten Schlag des Doppelruders tanzt es wie spielend auf den Wogen und ist dazu, obwohl etwa fünf Meter lang und einen halben breit, so leicht, daß es oft auf dem Kopfe kilometerweit über eine der vielen Landzungen getragen wird. Sein Spantenwerk aus leichtem Treibholz ist ja auch nur mit glatter Seehundshaut wie eine Trommel



G. Haeckel.

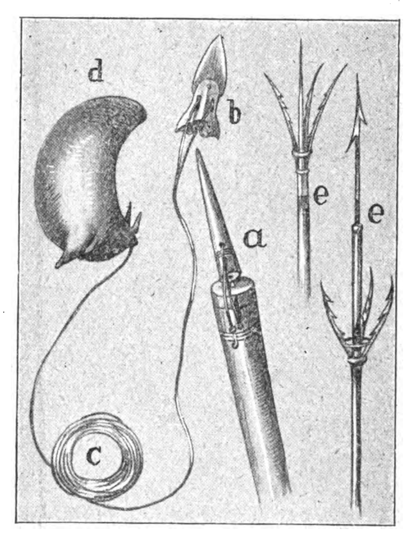
Heimkehr der Kajakmänner von der Jagd.

straff bespannt. Schwer aber hält es, solch kielloses Boot zu meistern, das leichter kippt als die „Seelenverkäufer" unserer Schwimmanstalten. Der Kajakmann ist schon seit frühester Jugend damit vertraut, ja, es gibt Fänger, die freiwillig kentern, um die Gewalt der schweren Sturzseen zu brechen, die nun ohne Schaden über ihn hinwegbrausen. Mit einem Ruck des Ruders oder seiner Arme richtet er sich dann wieder auf, um über den Gischt dahinzujagen. Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein.

Bewundernswert sind auch die Waffen, die trotz der dürftigen Mittel, die ihm dafür die Heimat gibt, sich nicht zweckmäßiger denken lassen. Das gilt vor allem von der Harpune, mit der die Seehunde und große Mützenrobben, die ihren Namen von der aufblähbaren Schnauzenblase haben, die Wale, ja selbst die grimmen, bis fünf Meter langen Walrosse mit den fürchterlichen Hauern gejagt werden. Damit das schwere Wurfgeschoß von dem getroffenen Tiere nicht zerbrochen wird, sitzt seine Spitze einem langen Knochenzapfen auf, den Riemenzeug gelenkig mit dem Schaft verbindet (a). Die Spitze (b) löst sich von dem Zwischenstück und reißt einen bis zu sechzehn Meter langen Riemen (c), der vor dem Fahrer auf dem Kajakdecke ruht, im Fluge mit sich. Am Ende dieser Leine zeigt eine Schwimmblase (d) aus der Haut eines jungen Seehundes die Bahn des Opfers an und hindert es zugleich beim Tauchen. Hat dann der Jäger seinen Holzschaft wieder aufgefischt, so schleudert er die Lanze und gibt zuletzt mit seinem speerartigen Messer dem harpunierten Tier den Gnadenstoß.

Für kleineres Wild dient ihm der Blasenpfeil, der seinen Schwimmer, aus dem Kehlsack einer Möwe oder Scharbe, an dem gelenkigen Schafte hat. Dadurch gerät

er leicht in Querlage, die das Entkommen des getroffenen Tieres hindert. Sinnreich ist auch der Vogelpfeil (e), der außer seiner langen Eisenspitze noch mit drei anderen schräg gestellten Spitzen aus Renntierhorn mit großen Widerhaken versehen ist. Sie stehen vorn oder in der Schaftmitte und spießen manchen Vogel noch, der sonst entgangen wäre. Der Bogen ist bei dem niederen Sitz im schwanken Kajak kaum zu brauchen, darum haben sich die Polarbewohner eine Schleudervorrichtung erdacht, wie man sie sonst nur selten wieder findet. Das Instrument besteht aus einer sich nach vorn verjüngenden, halbmeterlangen Leiste mit Kerben oder sonstiger Vorrichtung zum festen Halt der Finger. In seiner Mittelrinne ruht ein Geschoß, das vorn durch einen schrägen Zapfen gehalten wird, der beim Vorwärtsschnellen leicht aus der Vertiefung gleitet, während der hintere, vertikale Dorn noch an dem jetzt senkrecht gestellten Wurfholz haftet, das Pfeil oder Harpune so mit verstärktem Antrieb weithin schleudert. Trotz aller Überlegenheit der Feuerwaffen entsprechen diese Jagd-

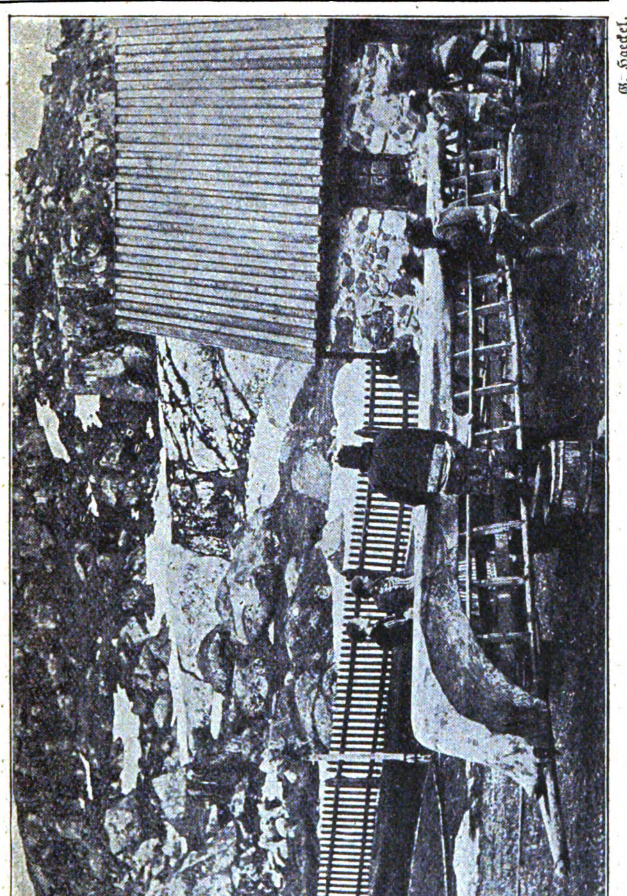


a Harpune mit gelenkigem Zwischenstück, b Spitze, c Fangleine, d Schwimmblase, e Vogelpfeile.

geräte, die durch den Scharfsinn von Generationen zustande kamen, doch mehr den eigenartigen Verhältnissen. Die Flinte ist für den Eskimo nicht geschaffen, da sie durch ihren Knall die Seehunde verscheucht, die seine hauptsächlichste Nahrung bilden; angeschossene Tiere gehen meist verloren. Zu Lande aber hat er sich damit nur geschädigt, indem er sinnlos unter den Renntierherden wütete, die dieser freizügige Jäger nicht zu zähmen verstand. Zu Tausenden erlagen sie dem Blei, so daß sie gleich den Eiderenten immer seltener werden. Und all dies Morden geschieht nur, um Pelze oder Federbälge gegen zweifelhafte Kulturgenüsse einzutauschen.

Wenn auch das Wohl und Wehe dieser Naturmenschen vorwiegend von der Tierwelt abhängig ist, versäumen sie dennoch nicht, sich Pflanzennahrung zu verschaffen, wie sie die kurzen Sommermonate, in denen wochenlang die Sonne nicht mehr untergeht, ihnen bieten. Dann grünt der moorige Boden auf, und dichte Polster farbenprächtiger Moose und Flechten wuchern üppig in den schönsten Formen. Dazu wächst außer Gras die Engelswurz, der Löwenzahn, der Sauerampfer und die seltene Krähenbeere, und etwas südlicher gedeihen niedere Weiden, Birken, Tannen und Pappeln. Dann sammelt eifrig Weib und Kind die Beeren, Kräuter, Wurzeln, auch Meerestange als willkommene Zukost für den Winter. Der Inhalt eines Renntiermagens vollends gilt mit seinem zarten Grün als solcher Leckerbissen, daß keine Schöne es unterläßt, ihren Geliebten zu bitten, ihr solch ein Geschenk mitzubringen.

Wenn die Zeit des Wanderns gekommen ist, packt die ganze Hausgenossenschaft ihr Hab und Gut ins breite, oben offene Weiberboot und fährt mit diesem plumpen, wohl zwölf Meter langen Kahne längs der Küste hin,



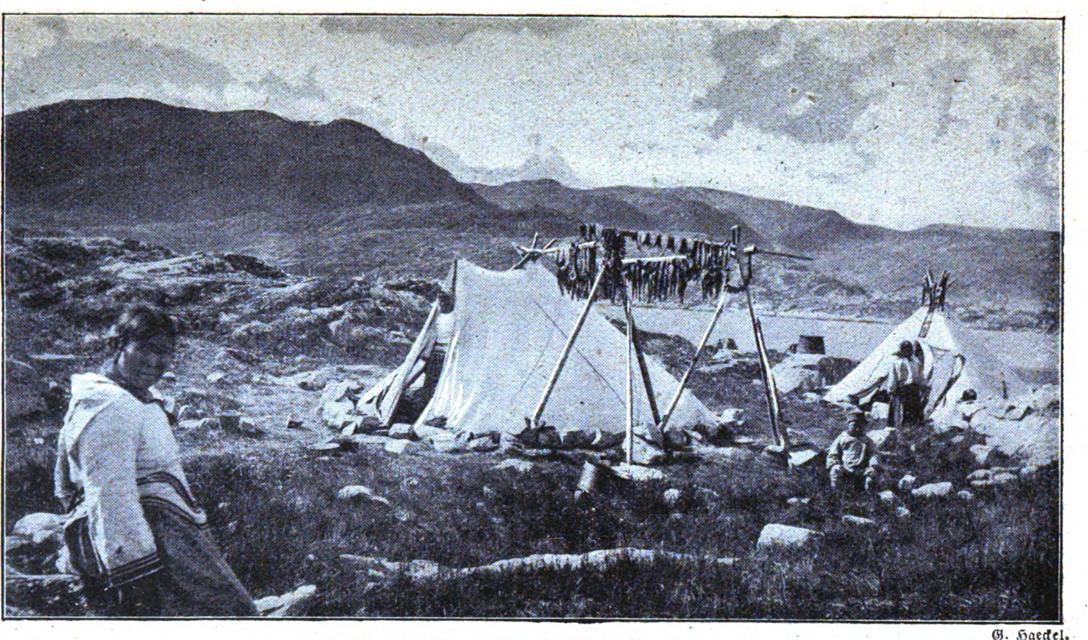
E. Haeckel.

Bau eines Weiberbootes oder Umjaks.

bis gute Jagdgelegenheit zu längerem Verweilen ladet. Zum Gerüst solch eines Umjaks nimmt man gelegentlich auch Walfischrippen. Es faßt rund zwanzig Mann und führt den Namen „Weiberboot" deshalb, weil es nur

Frauen rudern, während der Hausvater steuert und die Fänger in ihren Kajaks folgen. Es hat auch ein kleines Segel aus sauber aneinander genähten Darmstreifen.

An Land hebt dann ein frohes Treiben an. Zelte werden aufgeschlagen, deren Außenwand die wasserdichten Häute alter Boote bilden, während das Innere mit Renntier- und Seehundsfellen ausgekleidet ist. Der Eingang, dem gegenüber sich die Schlafpritsche befindet, wird durch einen Vorhang aus durchscheinender Darmhaut geschlossen. Die Männer wagen sich nun weit hinaus aufs Meer oder jagen mit ihren Hunden Renntiere und Moschusochsen, die sie auch in Fallgruben, Schlingen und Stellnetzen fangen, die Frauen aber sammeln Treibholz oder fangen Fische, die sie für den Winter dörren, zumal die Küste oft derart von einer kleinen Lachsart wimmelt, daß man sie geradezu mit Eimern schöpfen kann. So geht das Freudenleben fort, bis der Herbst zur Heimkehr oder wenigstens zum Bau des Winterhauses mahnt. Im Osten wird es meist aus Steinen und Torfstücken errichtet. Da es höchstens zwei Meter aus dem Boden ragt, macht es mit seinem flachgewölbten Dache, zu dessen Balken häufig Walfischknochen dienen, von ferne den Eindruck eines Erdhügels. Ein langer Gang führt unterirdisch, um das Eindringen der Kälte zu verhindern, in den einzigen Wohnraum, den zwei bis drei kleine Fenster dürftig erhellen. Dort liegen auch die Schlafstätten der unverheirateten Männer, während sich die zwei Meter breite Hauptpritsche der übrigen Familienglieder an der Längswand hinzieht. In Felle eingehüllt, schmiegt alt und jung sich aneinander, die Köpfe nach dem Stubeninnern zugewandt, wo halbmondförmige Tranlampen aus Speckstein ständig brennen; der abergläubische Eskimo fürchtet das Dunkel. Früher hingen viereckige Kessel von



G. Haeckel.

Ein Sommerlager der Eskimos in Labrador.

der Decke her darüber, jetzt aber hat man vielfach kleine Öfen, die mit Torf und trockenem Möwendung geheizt werden. Das Wasser, das durch Auftauen gewonnen wird, ist dem Eskimo zu kostbar, um es zum Waschen zu mißbrauchen. Die Kinder werden deshalb abgeschleckt, während sich die Erwachsenen ab und zu den fetten Schmutz mit einem Messer abschaben oder mit ihrem Harn säubern.

Auf amerikanischem Boden, vor allem auf Alaska, werden kuppelförmige Winterhäuser aus Quadern von gefrorenem Schnee errichtet, die von der Decke her Licht erhalten. In jedem Falle aber, sei es nun Steinhaus oder Schneebau, ist es ein ungesundes Wohnen in dem engen, dumpfen Raum, den mehrere Familien, nackt bis auf den Lendengürtel, friedlich miteinander teilen. Solch enges Zusammenleben mußte zu weitgehender Gütergemeinschaft führen, die sich noch durch die Erkenntnis steigerte, daß im harten Daseinskampf einer des anderen dringend bedürfe. So gilt denn auch nur die Jagdausrüstung samt dem Kajak als persönliches Eigentum, nicht aber die gewonnene Beute, denn alle, die zur Jagd mit auszogen, haben daran teil, sei es bei kleineren Tieren auch nur eine Kostprobe. Zudem gilt es als Ehrenpflicht, darbende Volksgenossen zum Schmause einzuladen, wie ja Gutmütigkeit der Grundzug ihres Wesens ist. Dem hohen Alter wie den hoffnungslos Kranken steht der Eskimo verständnislos gegenüber; sie sind ihm nur ein Hindernis in seinem Haushalt, so daß sich die Ärmsten häufig das Leben nehmen, indem sie sich von einer schroffen Klippe stürzen. Merkwürdig ist auch der Abscheu vor Berührung eines Toten. Deshalb werden oft schon die Sterbenden hinausgetragen, die ihre beste Kleidung mitbekommen und alles, was sie einst zum Leben brauchten.

Der Eskimo kennt weder Zank noch Streit und noch weniger Stammesfehden, obwohl er mutig ist und den Indianern, seinen Todfeinden, fürchterliche Schlachten lieferte. Die Ortsbewohner halten treu zusammen; ihr gegenseitiges Vertrauen ist so groß, daß sie nicht daran denken, ihre Habe zu verschließen. Sie leben glücklich in



Eine Schneewohnung der Eskimos zur Winterszeit.

vollkommener Gleichberechtigung, und wenn sie auch kein Oberhaupt, nicht einmal einen Häuptling haben, so stehen geschickte Fänger dennoch hoch in Ehren.

Die Frau ist nur Gehilfin ihres Mannes und harte Arbeit ihr Los, so daß sie früh altert. Schönheit im Sinn des Eskimos, vor allem aber wirtschaftliche Tüchtigkeit ist ihre Mitgift, und bringt sie außer ihrer Kleidung etwa noch eine Lampe und ein Messer mit, so ist ihr Mann vollauf zufrieden. Die Ehe wird ohne Förmlichkeit geschlossen; braucht der Mann eine Hilfskraft, so holt er sich seine Frau, was die Angehörigen ruhig dulden. Rasch,

wie die Ehe zustande kam, wird sie gegebenenfalls, besonders wenn sie ohne Kinder bleibt, auch wieder gelöst, ja, die Erkorene geht freiwillig wieder heim zu ihren Eltern, sobald der Mann ihr seine Abneigung bezeugt. Infolgedessen hat der Eskimo, der, falls er ein guter Fänger ist, bereits in jungen Jahren seinen eigenen Haushalt führt, oft eine ganze Anzahl Frauen. Auch geht er gar nicht selten die Verpflichtung ein, sie etwa alle Vierteljahre tageweise mit denen seiner Freunde auszutauschen. Umso zurückhaltender sind die jungen Mädchen, die auf Grönland, falls sie Mütter werden, ein grünes Band um ihren Haarschopf winden, den sie, damit er glänzt und so straff wie möglich aufrecht steht, mit ihrem eigenen Urin befeuchten. Die anderen Mädchen tragen rote, die Frauen blaue und die Witwen, je nach ihrem Alter, schwarze oder weiße Bänder. Die Schönen von Alaska wie der zentralen Stämme aber suchen ihre Reize durch Lippenpflöcke, Ohrgehänge oder dadurch zu erhöhen, daß sie sich tatauieren, indem sie rußige Fäden nach bestimmtem Muster durch die Haut der Arme, der Brust und des Gesichtes ziehen.

Haushalt und Kochkunst spielen in ihrem Leben keine große Rolle, da der Eskimo keine geordneten Mahlzeiten kennt, sondern ißt, wenn ihn der Hunger treibt. Wie schon sein Name „Eskimo" andeutet, den ihm die Indianer gaben, und der nichts anderes als Rohfleischesser heißt, lebt er von solcher Kost. Selbst seine Leckerbissen bedürfen keiner sonderlichen Zubereitung. Der höchste seiner Genüsse sind ihm faulende Seehundsköpfe, an denen sich denn auch nach seiner Meinung die Seligen im oberen Himmel gütlich tun. Die speckige rohe Haut der Weiß- und Pottwale mit ihrem feinen Geschmack nach Nuß und Austern soll auch dem Europäer munden.



Eskimofrauen vor ihrer Hütte.

Mit demselben wohligen Behagen verschlingt der Eskimo aber auch die Eingeweide der Schneehühner samt ihrem ganzen Inhalt, während die ausgenommenen Vögel der Europäer billig kaufen kann. Wie Nansen erzählt, wollte einst eine junge, mit den Verhältnissen noch unvertraute Missionarsfrau mit diesen Hühnern ihren einheimischen Gästen etwas Besonderes bieten; sie fanden aber wenig Geschmack, so daß sie schließlich fragte, ob sie denn solch gute Speise nicht zu würdigen wüßten. Die Antwort lautete: „Wir essen sie schon, doch nur wenn Hungersnot ist!" Dann nimmt der Eskimo, dem sonst nur fette Nahrung mundet, mit allem vorlieb, was sein Leben fristet. Dann kann es geschehen, daß die Weiber ihre kurzen Lederhöschen als Beilage zur Suppe kochen. Der Eskimo ißt alles, was ihn selbst nicht frißt, den Wolf und Bär, den Fuchs und Hasen, auch seinen Hund, doch nur den Raben nicht, weil der vom Miste lebt. Der Hund ist sein einziges Haustier, wolfsartig in Gestalt wie in Charakter, da er im Heißhunger den eigenen Herrn anfällt. Bis zu dreißig dieser halbwilden Geschöpfe werden,



Eskimofrau mit Armtatauierung.

jedes mit einer Lederschnur aus Hundehaut, an den Schlitten gespannt, den der Mann vom niederen Sitz aus lenkt. Pistolenartig läßt er seine kurzgestielte, doch mit langer Schnur versehene Peitsche knallen und trifft unfehlbar jeden Hund, der einen Ansporn nötig hat. So saust er weithin durch das Land, um Freunde zu besuchen oder Waren auszutauschen. Der Frauen aber harrt indes viele Arbeit. Da sind vor allem Felle herzurichten, die



G. Haeckel.

Eskimohunde vor dem Schlitten.

auf verschiedene Art und Weise ganz vorzüglich, wenn auch nicht gerade appetitlich, zubereitet werden. Man beizt sie unter anderem in stinkendem Urin oder kaut das noch in der Haut sitzende Fett aus, wobei kleinere Vogelbälge ganz im Mund verschwinden. Kaum eine unserer Damen ahnt, welch widerwärtige Prozeduren der teure Scharbenpelz zu überstehen hatte, der ihren Hals und Nacken schmückt. Sind die Felle gegerbt, so geht es an das Kleidermachen, das die auffallend kleinen, doch geschickten Frauenhände zu einer wahren Kunst erhoben. Die Mode wechselt nur von Stamm zu Stamm etwas,

sonst gefallen sich Mann und Weib fast überall in der gleichen Tracht. Die Eskimos sind von allen Naturvölkern am besten gekleidet. Im Winter tragen sie Unterjacken aus weichem Vogel- oder Seehundspelz, die mit einer Kapuze enden, darüber Wämse, die jetzt meist aus Baum-



Eskimos beim Zerlegen einer Robbe.

wollstoffen gearbeitet werden. Dem möglichst bunt gehaltenen Gewand der Frau fehlt häufig die Kapuze. Es hat statt dessen einen hohen, mit Hundefell verbrämten Kragen, der durch ein Band bunter Glasperlen geschlossen wird. Auch sind die Fellhosen viel kürzer, die Stiefel samt ihrer Innenauskleidung, den weichen Pelzstrümpfen, dafür entsprechend länger. Meist rot, doch auch blau oder weiß gefärbt, zeigen sie oft die schönsten Ornamente aus bunten Lederstreifen, mit denen auch ihre

Kleider geschmückt werden, die trotz des primitiven Nähzeuges, der Tiersehnen und Knochennadeln, saubere Steppnaht zeigen. Auch Regenmäntel gibt es aus Fischhaut oder Robbendärmen, und für die Mütter Überwürfe mit weicher Rückentasche, in der die Säuglinge in ihren Hemdchen aus zarten Vogelbälgen ruhen. — Viel Fleiß erfordert des Mannes Seeausrüstung, die ein zylinderförmiger Lederkoller ist, den Achselriemen tragen, während übergestülpte Fellärmel und Fäustlingshandschuhe die Ausstattung ergänzen. Der eigentliche Kajakpelz, der Wind und Wetter trotzt, besitzt Ärmel und Kapuze, die um die Handgelenke und ums Antlitz festgebunden werden, so daß nicht einmal beim Kentern Wasser eindringt. Arbeit gibt es genug für die Frauen, zumal der Mann sich nicht um das Zerlegen seiner Beute, geschweige denn um Hausbau oder Überziehen seiner Boote kümmert.



Eskimofrau mit Schneebrille beim Fischen.

Doch auch an Freuden fehlt's nicht in der langen Winternacht, die das Nordlicht ab und zu erhellt. Da wird gesungen und zum Klang der Geige und Harmonika getanzt, besonders wo sich größere Versammlungshäuser

finden. Die Männer rauchen ihre hübsch geschnitzten Pfeifen, die Frauen schnupfen oder trinken Kaffee, und alt und jung beteiligt sich an Spielen. Ja selbst der Austrag ihrer Streitigkeiten wird zum Feste, indem die beiden Widersacher sich zum Singwettstreite fordern und unter dem Wirbeln ihrer Trommeln oder Tamburine vor allem Volk einander derart ausspotten und lächerlich machen, daß der Unterliegende häufig davonläuft. Wo man noch heidnisch ist, trägt auch der Angekok oder Schamane durch seine Gaukeleien viel zur Unterhaltung bei, indem er angeblich zum Mann im Monde oder ins Reich der Abgeschiedenen reist und dann seine Erlebnisse so lebendig schildert, daß er damit gewiß auch Beifall bei unseren Spiritisten finden würde. Auf Geisterglauben gründet sich ja die Religion der Eskimos, und Zauberformeln, sowie Amulette und Hausgötter in Tier- und Menschenform, in die der Medizinmann die Seelen solcher Tiere, etwa des Bären bannte, die ein hohes Ansehen genießen, stehen in gutem Preis und Ansehen. Heute aber sind die meisten Christen, und zwar im fernen Westen, auf Alaska, wo seit 1880 Jesuiten wirken, Katholiken, während im Osten Dänen und Herrnhuter eifrig missionieren. Der Apostel Grönlands war Hans Egede, ein Norweger, der 1721 dort mit Frau und zwei Söhnen landete, von denen Paul, der ältere, das segensreiche Werk des Vaters fortsetzte und 1766 die Übersetzung des Neuen Testamentes in die Landessprache vollendete, nachdem er unter anderem durch Schaffung eines Wörterbuches in Grönländisch, Dänisch und Latein die Bahn den Nachfolgern geebnet. Die Herrnhuter, die schon unter seinem Vater arbeiteten, gründeten an der zugänglicheren Westküste die Missionsstationen Friedrichstal, Lichtenfels, Lichtenau und Neuherrnhut, die sie jedoch



G. Haeckel.

Blick auf den Ort Nain an der Nordostküste Labradors unter 56° 25′ n. Br.

im Jahre 1910 an die dänische Regierung abtraten. Dafür besitzen sie auf der Insel Labrador, die Johann und Sebastian Cabot, Venezianer in englischen Diensten, im Juni 1497 zuerst erblickten, sechs andere Niederlassungen. Ihre wichtigste ist Nain, das sie 1771 gründeten, worauf bald andere folgten, so 1782 Hoffnungstal als südlichste der wildzerrissenen Küste. Das Leben in Nain, das heute etwa zweihundertsiebzig Einwohner hat, ist für die Missionare überaus beschwerlich. Nur hie und da gelingt es, an geschützten Plätzen, vor allem weiter südlich, Kartoffeln, Rüben, sowie einiges Gemüse dem steinigen Boden abzuringen, der kaum Begräbnisplätze bietet, während das aussprießende Gras die wenigen eingeführten Ziegen nährt. Der Reichtum Labradors besteht in seinen Fischen, von denen Lachse, Kabeljaus, Heringe und Makrelen einen wichtigen Handelsartikel bilden. Mit dem Eindringen der Kultur hat sich auch das Leben der Eskimos gewandelt, so daß selbst einige von ihnen hübsche, saubere Häuschen mit fast europäischer Bequemlichkeit besitzen. An der eisfreien Küste Grönlands liegen beispielsweise nicht weniger als sechzig Handelsfaktoreien, obwohl dort nach der Zählung von 1900 nur 11 529 Menschen, darunter 159 Europäer, wohnen. Zu Ehren Dänemarks, das diese Insel 1814 von Norwegen übernahm, sei es gesagt, daß es den Handel mit den Eskimos streng überwacht, so daß die Schiffe, die dort im Sommer landen, nur zu den vorgeschriebenen billigen Preisen ihre Waren liefern dürfen. Mit Speck und Tran der Robben und der Wale, mit Pelzwerk, Eiderdunen und anderen Dingen beladen, kehren sie dann wieder heim nach Kopenhagen. In Grönland erscheint seit dem Jahre 1861 eine illustrierte Monatsschrift, von einem Eskimo herausgegeben und gedruckt, die auf Kosten der Landeskasse

verteilt wird. Eine nicht geringe Anzahl Bücher, in denen dieses Volk seine Erlebnisse und seinen reichen Mythenschatz in eigener Sprache schildert, wurde in Dänemark gedruckt. Leider hat auch die Schwindsucht sich unter den Eskimos verbreitet; obwohl dadurch geschwächt, werden sie doch alt, wenn sie nur die fette Kost bei-



G. Haeckel.

Der Schullehrer von Nain auf Labrador mit seiner Familie in der guten Stube seiner Wohnung.

behalten. Das Umsichgreifen dieser schlimmen Krankheit mag wohl damit zusammenhängen, daß der nun zivilisierte Eskimo, der vordem nackt in seinen Hütten lebte, so daß die Haut ausdünsten konnte, aus Schicklichkeit nunmehr auch dort bekleidet bleibt. Dazu kommt noch, daß man die frei Umherschweifenden durchaus seßhaft zu machen suchte, so daß sie ihre frischen, frohen Sommerfahrten mit der gesunden Lebensweise in der klaren Luft je länger je mehr aufgeben. Das aber hatte

unter anderem auch den Nachteil, daß ihre Fangplätze veröden und Not und Armut um sich greifen, so daß selbst dieser zähe Menschenschlag, der den größten aller Heldenkämpfe, den mit den todesstarren Eisgefilden und der gefahrdrohenden See, siegreich bestand, nun auch zu den aussterbenden Völkern gehört. Wir haben ja gar oft ein falsches Bild von jenen Völkern, die wir mit unserer Kultur glücklich zu machen wähnen. So halten wir denn auch den Eskimo, wie Clarence King schreibt, für einen niedergedrückten und bedauernswerten Menschen und finden statt dessen einen fröhlichen, feisten, glatten Kerl mit einem guten Teil Humor, der außer Mut und Scharfsinn im Erwerb seiner täglichen Nahrung noch einige Gaben entwickelt, die wir als das Vorrecht der Zivilisation zu betrachten pflegen. Und er liebt seine eisumstarrte Heimat über alles. Ja, selbst der Europäer erliegt dem eigenen Zauber dieser Welt mit ihren Schneemassen, blauen Gletschern, dunklen Bergen und dem grünen Meer, der sein Gemüt ergreift, vor allem, wenn der Sonne Feuerball versinkt und all die Firnen und Schroffen im roten Licht erglühen, um bald darauf dem prächtigen Farbenspiel der Dämmerung zu weichen, die jenes Land des hohen Nordens deckt, in dem nicht er, sondern der Eskimo, wie er sich selber nennt, der Innuit, der Mensch ist.

Der Liebe Licht

Novelle von Lenore Pany

Still war es in dem Gemach, das der alte Hausarzt eben verlassen hatte. Nur die Wanduhr tickte weiter. Da klang aus dem Bett, in dem mit verbundenem Kopf ein junges Mädchen ruhte, der leise Ruf: „Mutter."

„Mein armes, liebes, unglückliches Kind! Du hättest nicht fragen sollen. Hoffnung ist alles!"

„Ich mußte die Wahrheit erfahren, um so handeln zu können, wie mein Gewissen mir vorschreibt."

„Was willst du tun?"

„Ich bin machtlos, Mutter, da ich ja mein Augenlicht für immer verloren habe. Du aber wirst für mich handeln, und zwar heute noch. Erwin darf mich nie wiedersehen! Die unselige Wagenfahrt, die so fröhlich begann und so schrecklich für mich endete, soll das Letzte sein, was ihn an mich erinnert."

Frau Palm strich ihr zitternd über die weißen Hände.

„Und du glaubst, daß Erwin dich in deinem Unglück verlassen wird, Ottilie?"

„Du mußt ihn darum bitten, um meinetwillen so lange bitten, bis er nachgibt. Es hat keinen Sinn, neben einem Grab zu wachen, und der Gedanke, Erwin aus Eigennutz um die Freuden der Jugend zu berauben, peinigt mich tausendmal mehr, als seine Treue mich beglücken könnte. Du wirst ihm es sagen, Mutter. Versprich es mir."

„Wenn du darauf bestehst. Aber es wird einen harten Kampf kosten. Erwin liebt dich, er wird mit seinem Rechte als Verlobter darauf dringen, dir zur Seite

zu bleiben, und ich werde es vielleicht nicht hindern können."

„Dann quält ihr mich beide nutzlos. Bin ich frei, so behalte ich mein höchstes Glück, die Liebe zu ihm unangetastet in meinem Herzen. Erwin danke ich ja so viel Liebes und Schönes. Das alles bleibt mir, immer und ewig, niemand kann den kostbaren Schatz zerstören als ich allein. In dieser Stunde geht mein Leben in einen wundervollen Traum über, einen Traum, an dem ich mich nie satt träumen werde. Erwin soll frei sein. Heute oder morgen wird er mir's danken!"

„Mein liebes, tapferes Kind! Ich ehre deine Selbstlosigkeit, aber weißt du auch, was du hingibst?"

„Nur das, was mir nicht mehr gehört! Und nun laß mich schlafen, Mutter, schlafen."

Von goldenen Dämmerstrahlen umspielt, mit sinnendem Lächeln im Lehnstuhl ruhend, lauschte Ottilie ihrer Mutter, die ihr aus einem erst kürzlich in die Öffentlichkeit gelangten Gedichtbande vorlas.

„Das ist schön, Mutter! Wie heißt der Verfasser?"

„Fritz Imhof. Nach einer Zeitungsnotiz zu schließen, enthält dieser Band seine ersten Dichtungen."

„Ich habe nie schönere Verse gehört, nie etwas, das mich so ergriff. Der auf Entsagung gestimmte Ton klingt in mir mit. Er ist der Ausdruck der Verklärung, die wir dem Leben durch eine höhere Auffassung abringen, wenn es uns allzu hart anfaßte. Nur so bleiben wir Sieger."

Frau Palm blickte mit unsäglichem Schmerz in das schöne, rührende Leidensgesicht der Tochter. Unbegreifliche Kraft hielt ihr Kind aufrecht und lieh ihm sogar einen Schimmer des Frohsinns. Auf Ottiliens Bitte war

der Name ihres Verlobten nicht mehr genannt worden, nur daß er, dem Rate ihrer Mutter folgend, die Stadt verlassen hatte, wußte sie. Und das genügte ihr. Von aufopferndster Fürsorge betreut, verbrachte sie den Tag mit Handarbeiten, zu denen sie kein Augenlicht benötigte, spielte stundenlang am Flügel oder ließ sich vorlesen. Mit Spannung erwartete sie jeden neuen Gedichtband Imhofs, dessen verträumte, von sanfter Melancholie überhauchte Kunst sie aufs tiefste ergriff. Es war ihr, als ob jemand mit einer Fackel in ihr Inneres leuchte und alles ans Licht rief, was in ihr ruhte. Eine verwandte Seele sang in den Versen, an denen sie in ihren trübsten Stunden Stärkung fand.

Allmählich formte sie in stillen Gedanken ein Bild, das die Züge eines jugendlichen Märtyrers trug, denn so konnte nur jemand dichten, der litt oder schwer gelitten hatte. Man fühlte beim Lesen das warme Rieseln des Blutes aus der Herzenswunde.

So strichen Jahre vorüber, und mit wachsendem Bangen dachte Frau Palm daran, was aus ihrem Kind werden würde, wenn sie selbst die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Ohne Ottilie etwas zu sagen, hatte sie testamentarisch verfügt, daß in diesem Falle ihre Tochter in einem Heim untergebracht würde, aber der Gedanke daran quälte die arme Mutter. Fremde Menschen würden dann kühl und geschäftsmäßig ihre Pflicht an der armen Dulderin erfüllen, keine warme Hand vor dem Schlafengehen über ihre Wange streifen, niemand ihr vorlesen, wie sie es gewohnt war. Dann erlosch auch das Licht ihrer Seele, und eine trostlose Zeit brach für sie an.

Eines Tages, als Ottilie am Flügel saß, kam unerwartet Besuch. Ein entfernter Verwandter Frau

Palms, von dem sie seit Jahren nichts gehört hatte, wollte längere Zeit in der Stadt bleiben, und benützte die erste Gelegenheit, Mutter und Tochter zu sehen.

Frau Palm empfing ihren Vetter, der Arzt war, mit großer Herzlichkeit.

„Verzeih, wenn Ottilie dir dann nicht entgegengehen wird,“ flüsterte ihm die Mutter zu. „Mein armes Mädchen ist blind.“

Nun erzählte sie dem jungen Mann die Leidensgeschichte ihrer Tochter. Dann geleitete sie ihn vor das mittlere Zimmer. Professor Arndt trat ein, näherte sich dem Klavier und ergriff Ottiliens Hand.

Während sie harmlos plauderten, beobachtete der Arzt das blinde Mädchen. Im Laufe des Gespräches saß sie ihm im vollen Licht eine Zeitlang gegenüber, so daß er ihre Augen ruhig betrachten konnte.

Nachdem er sich von Ottilie verabschiedet, ging er mit der Mutter in ein abgelegenes Zimmer. Kaum waren sie allein, da begann der Arzt: „Meines Ermessens ist hier eine bedauerliche Nachlässigkeit begangen worden. Ich bin zwar kein Spezialist für Augen, aber soviel ich zu beurteilen vermag, scheint mir der Fall nicht hoffnungslos. Das hätte vielleicht auch ein anderer Arzt gefunden, wenn Ottilie sich nicht geweigert hätte, nochmals untersucht zu werden. Jedenfalls möchte ich raten, einen tüchtigen Arzt zu Rate zu ziehen. Wer hat denn damals Ottilie behandelt?“

„Unser langjähriger Hausarzt. Unser Vertrauen zu ihm war ja so groß, daß es uns nicht einfiel, daß er sich irren könnte. Und du hast ja gehört, daß mein armes Kind seitdem zu keiner Untersuchung mehr zu bewegen war.“

„Ich möchte dich aber doch bitten, dir Mühe zu geben, sie anders zu stimmen.“

„Du glaubst, daß sie wieder sehen könnte?“ Bebend legte Frau Palm ihre Hand auf seine Schulter.

„Ich hoffe, daß es nicht zu spät ist. Wenn es dir recht ist, rufe ich einen Kollegen herbei, zu dem ich unbedingtes Vertrauen habe.“

Ein Laut, der von Glückseligkeit sprach, entrang sich ihren Lippen. „Wenn es möglich wäre. Du glaubst? Ach, ich kann es nicht fassen.“

„Wir werden sehen. Ich telegraphiere sofort Professor Walde. Wenn er hier eintrifft, bringe ich ihn zu euch.“

Frau Palm geleitete den Arzt zur Ausgangstür und kam dann voll freudiger Unruhe ins Zimmer zurück.

„Ottilie, wenn es wahr wäre! Vetter Arndt meint, du könntest dein Augenlicht wieder erlangen.“

„Ich kann mir nicht denken, daß es möglich werden könnte.“

Es klang so teilnahmlos, daß Frau Palm erstaunt aufhorchte.

„Wir dürfen hoffen, Kind!“

„Ich hoffe nicht, weil . . .“

„Nun? Warum nicht?“

„Weil ich es nicht wünsche.“

Die Mutter erschrak. So beharrte Ottilie in ihrem Sinn.

„Ich verstehe dich nicht, Liebste. Willst du mir nicht sagen, warum der Gedanke an die Möglichkeit deiner Genesung dir so wenig Freude macht?“

Ottilie ließ den Kopf sinken.

„Ja, Mutter, ich will dir's sagen. Vielleicht wirst du mich nicht verstehen, es ist so schwer, die rechten Worte zu finden. Als ich erblindete und der Arzt uns jede Hoffnung benahm, da baute ich mir langsam und beharrlich

mein inneres Leben. Ich strich die rastlos weiter eilende Zeit aus meinem Gedächtnis, versenkte mich mit allem, was mir wert gewesen, in einen Dornröschenschlaf, den ich mit den schönsten Träumen bevölkerte. Aus diesem Grund bat ich dich auch, meine Jahre nicht mehr zu zählen und keinen Geburtstag zu feiern, denn ich wollte nicht immer wieder an die entschwindende Zeit gemahnt werden. Und so, wie ich mir im Geist alles Liebe, Gute und Schöne aus der Vergangenheit in unauslöschliche Gegenwart umformte, so ist auch das äußere Bild, das ich von Erwin, dir und mir in der Erinnerung trage, unverändert geblieben. Du hattest damals goldiges, samtbraunes Haar — ich kann es mir ergraut nicht vorstellen; und mein Gesicht war das eines zwanzigjährigen, lebenslustigen Mädchens. So lebe ich in meiner traumhaften Erinnerung noch heute. Und nun droht mir das Erwachen und damit die Enttäuschung. Alles wird anders sein als die Welt meiner inneren Gesichte. Da will und kann ich nicht leben. Nein, ich kann es nicht."

Erschüttert drückte Frau Palm die Tochter an sich.

„Ich begreife deine Bangigkeit, Ottilie, aber das Leben könnte dir doch, wenn du dein Augenlicht wiedergewinnst, noch so viel Schönes bieten, daß du diesen Übergang leichter nehmen wirst, als du denkst. Du bist noch jung genug, um dich wieder zurechtzufinden. Auch die Liebe wird noch einmal ..."

„Nie, Mutter! Wenn ich jemals wieder sehen könnte, so wäre es nur, mir erst recht deutlich zu zeigen, daß ich nichts mehr besitze. Erwin ist jetzt noch mein, in meiner Erinnerung lebendig. Meine Rückkehr ins Leben würde ihn mir völlig rauben. Und weil ich das weiß, darum könnte ich dem Arzt nicht danken, der mich von meiner Blindheit erlösen will. Die Hand, die mir die Nacht von

den Augen nimmt, wird den Stoß nach meinem Herzen führen. Und daran, Mutter, daran werde ich sterben."

Frau Palm fand nicht gleich eine Erwiderung. Der Zwiespalt im Herzen ihres Kindes erweckte seine Schauer auch in ihrer Brust. Da fiel ihr Blick in den Spiegel. Aufatmend sprach sie weiter.

„Du bist mein liebes, kleines Närrchen, Ottilie! Bilde dir nicht ein, daß du alt geworden bist in diesen Jahren. Ich bin in der Sorge um dich ergraut, du aber hast dich kaum verändert, und in deinem Leide veredelte sich der seelische Ausdruck deiner Züge. Du bist schöner geworden, und wirst dich auch wieder glücklich fühlen, wenn Gott uns seine Hilfe schenken will. Und darum laß ihn uns jetzt von ganzem Herzen bitten!"

Die Operation war geglückt. Vor einer halben Stunde hatte der Arzt die schützende Hülle von Ottiliens Augen genommen, und in dem absichtlich gedämpften Licht blickte sie zum erstenmal um sich.

Wie bei plötzlichem Erwachen nach langem Schlaf trat ihr alles entgegen, das ihr jahrelang entschwunden gewesen. Das Zimmer in seiner Traulichkeit stand genau so vor ihr, wie es in der Erinnerung lebte. Nichts schien verändert, nur die gefurchten Züge der Mutter, in denen jetzt Glückseligkeit leuchtete, verrieten das alte Leid.

Der Arzt hatte sich entfernt, da verlangte Ottilie einen Spiegel.

Die Mutter zögerte.

„Willst du nicht erst in dir zur Ruhe kommen?"

„Ich bin ganz ruhig, Mutter. Ich möchte gern mein wahres Gesicht kennen lernen."

Frau Palm nahm einen Spiegel von der Wand und reichte ihn hin. Angstvoll beobachtete sie dabei den Aus-

druck in Ottiliens Gesicht. Stumm, ohne sichtbare Spur der Erregung, blickte das Mädchen in das Glas. Sie hatte sich in den letzten Wochen genugsam auf diesen Augenblick vorbereitet, in dem ihr klar werden sollte, was zehn Jahre nicht vermocht hatten, daß die Zeit weitergewandert war, indes sie sie zu halten vermeinte. Aber die Zeit war barmherzig gewesen, hatte nur flüchtig an ihrer Jugend gerührt. Kein Fältchen wies ihr Gesicht auf, und auf den sanft gerundeten Wangen lag wie Morgenröte ein lichter Schein. Ihre Mutter hatte sie nicht getäuscht. Gealtert war sie nicht, und das Herz, das sich geweigert, mit den Jahren zu gehen, wie ungestüm schlug es bei dem Gedanken an ihr verlorenes Liebesglück. Nie, niemals kam das in schweren Stunden Geopferte zurück.

„Wie seltsam das ist, Mutter. So lebte ich in der Erinnerung weiter, als sei ich noch zwanzig Jahre, und nun muß ich die Zeit mit einemmal hingeben, muß klug und vernünftig werden, um ... Nein, nein, ich rege mich nicht auf. Beruhige dich. Aber eine Bitte habe ich. Willst du sie mir erfüllen?"

„Jede, mein geliebtes Kind!"

„Wir wollen von hier fortgehen. Ein neues Leben bildet sich in anderer Umgebung leichter als in dem alten Gehäuse. Und ich muß doch jetzt neu zu leben beginnen."

„Dein Wunsch ist auch der des Arztes. Wir sollen reisen, Ottilie, und die schöne Jahreszeit kommt deinen Wünschen entgegen. Wohin möchtest du?"

„Es ist mir gleich."

„So wollen wir nach Abbazia gehen, wie wir es schon einmal planten. Ist dir's recht?"

„Ja, Mutter."

Eine Woche später lag vor ihren Augen das Abbild der Unendlichkeit, das Meer.

Trotzdem es erst Spätnachmittag war, als die beiden Damen in Abbazia anlangten, begab sich Ottilie, von der langen Reise ermüdet, zu Bett, indes ihre Mutter das Gepäck unterbrachte. Von Zeit zu Zeit trat sie ans Fenster und warf einen entzückten Blick über die Umgebung. Lorbeer duftete aus dem Garten herauf, und ferne rollte das Meer; auf dessen Wogen weiße Segelboote schwebten. Eine Nachtigall, die den einfallenden Abend nicht erwarten konnte, sang schon jetzt. Wie schön war das alles.

Ottilie wandte lächelnd den Kopf nach ihrer Mutter.

„Geh doch hinab, Mutter. Ich liege gerne still und träume.“

Frau Palm zögerte.

„Soll ich dich allein lassen?“

„Ich bin doch kein kleines Kind. Später erzählst du mir dann, was du gesehen hast. Ich möchte jetzt schlafen.“

Frau Palm ging hinab in den noch leeren Speisesaal, bestellte bei dem Kellner, welcher eben die Gedecke auflegte, Abendbrot aufs Zimmer und trat dann in den Garten, wo fremde Menschen unter roten Schirmdächern saßen. In ihrer bescheidenen Gewandung fiel sie niemand auf, und unbeobachtet schritt sie in die stilleren Gartenwege hinein. Salziger Meergeruch mischte sich mit dem betäubenden Duft der Rosen. Wenn es irgendwo Genesung gab für ein krankes, dem Leben entfremdetes Gemüt, hier mußte man sie finden. So geleitete die Mutter ihr armes, unglückliches Kind mit bittenden Händen zur Quelle des ewigen Lichtes. Gott würde Erbarmen haben.

Sie zog ihr Tuch, die Tränen fortzuwischen. Da er-

klang ein Schritt auf dem Kies. Sie wich vor dem Herrn aus, der geradeswegs auf sie zukam. Er blickte sie flüchtig an, stutzte plötzlich und trat rasch vor sie hin.

„Erkennen Sie mich, gnädige Frau?"

Überrascht forschte sie in seinen Zügen.

„Bedauere ... auch nicht die leiseste Erinnerung ..."

„So muß ich nachhelfen: Erwin Kettner."

Frau Palm zuckte zusammen.

„Sie sind es," stammelte sie erbleichend.

„Verzeihung, wenn ich Sie erschreckte. Aber sollte ich schweigend an Ihnen vorübergehen? Seit Jahren dachte ich oft an Sie und Ihre Tochter."

„Sie denken also noch zuweilen an mein armes Kind?"

„Nie habe ich aufgehört, an sie zu denken! Nicht Ottilie allein, auch ich habe schwer getragen. Ich bin einsam geblieben. Ihre Kraft zur Entsagung band mich fester, als ihre Zärtlichkeit vermocht hätte. Aber Sie glauben mir wohl nicht?"

„Doch! Und nun erkenne ich Sie auch wieder. Sie haben sich sehr verändert, nicht nur durch die Brille und den Bart. Der ganze Ausdruck Ihrer Züge verrät den gereiften inneren Menschen; Sie waren damals ja auch noch so jung! Ottilie wird Sie bestimmt nicht erkennen!"

Überrascht fragte er.

„Ist Ottilie hier?"

„Ja! Mein Gott, das Wichtigste habe ich ja noch gar nicht gesagt. Ottilie erhielt vor einigen Wochen ihr Augenlicht wieder, und nun sind wir gestern hier angekommen, damit sie sich auch seelisch erhole. Äußerlich hat sie sich fast gar nicht verändert, ihre Lebensfreude aber ist gebrochen, und die seelische Heilung wird schwer sein, denn jetzt erst erkennt sie die Größe ihres Verlustes." Sie brach ab und blickte an Kettner vorbei.

Er berührte sanft ihren Arm.

„Ottilie hat mich also nicht vergessen?" fragte er bewegt.

„Nein. Sie lebte ja allein in der Erinnerung an die Vergangenheit, das allein hat sie jung erhalten. Wenn sie Ihren Namen nie aussprach, so geschah es, weil seit der Erblindung ihre Zukunft in Nacht versank. Wo leben Sie für gewöhnlich, Herr Kettner?"

„Bald da, bald dort. Einen ständigen Wohnsitz habe ich nicht mehr, seit der Erfolg meiner Bücher mir erlaubt, mich meiner Dichtkunst zu widmen. Ich veröffentlichte meine Bücher unter fremdem Namen. Ich weiß nicht, ob Sie schon von Fritz Imhof hörten."

„Imhof! So sind Sie Ottiliens Lieblingsdichter geworden; Ihre Bücher sind ihr Brevier. Sie ahnte darin den Leidenden, und diesem schloß ihre Seele sich an. Nun sind Sie der Dichter! Es ist zu überraschend, als daß ich es sofort fassen könnte. Was aber soll jetzt geschehen? Ich weiß keinen Rat!"

Kettner lächelte.

„Gnädige Frau, Sie glauben, daß Ottilie mich nicht erkennen wird? Gut, so bleibe ich für sie vorläufig der Dichter Fritz Imhof, bis sie sich überzeugt haben wird, daß ich sie noch ebenso liebe wie einst. Es gab eine Zeit, wo Sie zu mir ‚du' und ‚lieber Junge' sagten. An mir soll es nicht liegen, wenn diese Zeit nicht bald und noch schöner wiederkehrt."

Er geleitete sie zum Hause und küßte ihr zum Abschied die Hand.

Langsam, Stufe für Stufe, schritt Frau Palm die Treppe empor. Furcht und Hoffnung benahmen ihr den Atem, so daß sie Ottiliens Gruß befangen erwiderte. Sie trat zu ihr an das Bett und faßte zärtlich nach ihrer Hand.

„Ich wollte, die Nacht wäre erst um, damit du alles bewundern könntest, Ottilie! Die Rosen, die prächtigen Palmen, und was dich jedenfalls interessieren wird, es wohnt jemand in der Pension, für den du seit langem heimlich schwärmst."

„Für wen schwärme ich denn, Mutter?"

„Für den Dichter Fritz Imhof. Er ist hier. Ich habe seinen Namen gehört und ihn auch gesehen."

Ottiliens Antlitz färbte sich leise rot.

„Das ist allerdings eine Überraschung. Wie sieht er aus?

„Jung, schlank. Er trägt eine Brille und einen braunen Bart. Seltsamerweise ähnelt er Erwin. Nun, du wirst ihn ja morgen bei Tische sehen. Mir gefällt er ausnehmend wohl."

Ottilie verbarg die schmerzliche Bewegung, die sie beim Hören des Namens Erwin ergriff. Sie reichte der Mutter die Hand und wandte ihr Gesicht ab.

Am anderen Vormittag nach dem Frühstück wanderte die Mutter mit Ottilie den Südstrand hinab, der als schön gepflegter Parkweg den beckenförmigen Meeresspiegel umsäumte. Es war die Zeit der Flut, und aufgeregt stießen sich die Wellen am Gestein, das aus dem rissigen Grunde aufstieg. Verkündigung sang in dem Rauschen, in das jeder hineinlegte, wonach sein Herz sich sehnte. Auch Ottilie lauschte bewegt. Was sie vom Schicksal erbat, war Frieden.

Nachdem sie eine Weile gewandert, blieben sie stehen und blickten hinüber nach dem anderen Ufer.

„Es muß Fiume sein," bemerkte Frau Palm.

„Ich denke auch."

In diesem Augenblick fiel ein Schatten auf den Kies, und eine schlanke Männergestalt kam langsam näher.

„Wenn ich Auskunft geben darf. Es ist Fiume, das von dort herüberwinkt. Wenn abends der Leuchtturm brennt, gibt dies einen sehr stimmungsvollen Anblick. Gestatten die Damen: Schriftsteller Imhof!"

Frau Palm beobachtete, während er sprach, das Mienenspiel ihrer Tochter. Ottilie hatte beim Klang der Stimme eine lebhafte Bewegung gemacht, war aber dann wieder ruhig geworden und reichte jetzt dem Dichter freundlich die Hand.

„Sie sind uns nicht fremd," bemerkte sie lächelnd, „und obwohl man niemandem schmeicheln soll, kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen zu gestehen, daß Ihre Gedichte zu dem gehören, was mir das Liebste ist. Ich habe nie etwas tiefer Empfundenes gelesen, nie etwas, das so ganz mit meinen eigenen Gedanken übereinstimmte." Sie schwieg und strich sinnend das Haar aus der Stirn.

Nur mit Mühe verbarg Kettner seine Bewegung. Das liebe Gesicht, das ihn so oft glücklich angelacht, war nahezu unverändert; der schwermutsvolle Ernst ließ es nur noch reizvoller erscheinen.

Er mußte an sich halten, um höflich die Erlaubnis zu erbitten, sich den Damen auf ihrem Spaziergange anschließen zu dürfen, was ihm gewährt wurde. Er war seit Wochen hier, kannte die Umgebung und gab Auskunft über die bemerkenswertesten Punkte. Aber auch viele andere schöne Orte hatte er gesehen, und mit frohem Herzen beobachtete Frau Palm, wie Ottiliens Wangen sich beim Anhören der Schilderungen röteten. Dann sprachen sie über Dichtung, und Ottilie fragte, ob Kettner sich der Poesie von früher Jugend an gewidmet habe.

„Nein, erst später. Für jeden von uns kommt einmal eine Zeit, in der das Tiefste unserer Seele erwacht und

wir über das, was wir in Wirklichkeit sind, nachdenken. Mein Lehrmeister war der Schmerz. Ohne ihn wäre ich vielleicht nie zur Erkenntnis meiner Begabung gelangt."

Ihr Blick suchte den seinen.

„Man fühlt es, wenn man Ihre Dichtungen liest. Manchmal war es mir, als hätte ich sie selbst geschrieben, so glich die in Verse gebannte Empfindung meiner eigenen. Es muß ein großes Glück sein, den Ausdruck für solche Gefühle zu finden, auch dann, wenn der Schmerz es ist, der diese Quelle fließen läßt."

Sie gingen noch ein Stück weiter den Strand hinab, und kehrten dann um, da die Zeit zum Mittagessen heranrückte.

Als Kettner fragte, ob er die Damen zum Meere begleiten dürfe, damit sie den Anblick beim Schein des Mondes genießen könnten, wurde ihm dies bereitwillig gewährt. Bei Tische fand er weit von Ottilie Platz, die zwischen einem älteren Herrn und einer Ungarin saß. Sie war froh, als man aufstand und sie sich mit ihrer Mutter zurückziehen konnte. Frau Palm rückte den Lehnstuhl für sie zurecht.

„Nun, wie gefällt dir Imhof?" fragte sie.

„Du hattest recht, Mutter, als du sagtest, er habe Ähnlichkeit mit Erwin. Vor allem ist es die Stimme, die mich eigen berührt. Mit geschlossenen Augen, und wenn ich nicht wüßte, daß es ein anderer ist, würde ich schwören, Erwin stände an meiner Seite. Deshalb ist mir in seiner Nähe wohl und wehe zugleich. Was mag ihn veranlaßt haben, sich uns anzuschließen?"

Frau Palm strich ihr lächelnd über die Wange.

„Das fragst du? — Gewiß, es sind jüngere Mädchen und Frauen hier, aber nicht die Jahre, sondern das innere Erleben bestimmen den Ausdruck der Züge. Muß ich

dir sagen, wie sehr ich wünschte, daß dein Herz noch einmal den Weg zu einem anderen Herzen fände? Heute oder morgen kann der Tod mich überraschen, und du stehst dann allein in der Welt."

Erregt rief Ottilie: „Nie wird das geschehen, Mutter. Wüßte ich, daß deine Ahnung nicht trügerisch ist, würde ich noch heute abreisen. Herr Imhof soll mir als Gesellschafter willkommen sein, etwas anderes kann und darf er nicht erwarten."

„Rege dich doch nicht auf. Du hast ihn heute zum ersten Male gesehen und kannst über das, was kommen könnte, noch kein Urteil fällen. In jeder Brust schlummert der Wunsch nach Vereinigung mit einem gleichgestimmten Herzen, und Sehnsucht ist der liebste Gast derer, die noch jugendlich fühlen. Denke jetzt nicht weiter daran. Du bist hier, um dich zu erholen."

Nach dem Abendbrot, als man sich im Gesellschaftszimmer traf, holte Imhof die beiden Damen zu dem vereinbarten Spaziergang ab. Ottilie hatte über das weiße Kleid einen silberdurchwirkten Schal geworfen, der im Mondlicht funkelte. Sie fühlte Imhofs Blick, und es ward ihr bang ums Herz. Mit ausgestrecktem Arm wies sie nach dem Meer hin.

„Bis gestern hatte ich das Meer nicht gesehen, ich ahnte nicht, wie herrlich der Anblick ist. Und doch liebte ich das Meer seit langem, obwohl ich es nicht kannte."

Imhof erwiderte: „Ist es mit den Menschen denn anders? — Man liebt jemand, den man nicht kennt; so bleibt man vor Enttäuschung bewahrt."

Sie schlugen den Strandweg ein und standen dann still, um den Zauber des lichtbeglänzten Wasserspiegels auf sich wirken zu lassen. Imhof erzählte von seiner Fahrt über den Ozean. Ottilie schloß unwillkürlich die

Lider, während er sprach. Vom Klang der bekannten Stimme berauscht, schwanden Entfernungen, und ihr war es, als fühle sie den, um dessentwillen sie so schweres Leid trug, neben sich. Öffnete sie die Augen, dann war es wieder der Fremde. Er wies nach der gegenüberliegenden Küste.

„Wie armselig Fiumes Leuchtturm heute angesichts des strahlenden Nachthimmels wirkt. Spielzeug ist alles, was wir erschaffen, und wir selbst bleiben zeitlebens der Spielball unsichtbarer Mächte. Ist es nicht so?"

„Mein Erleben ist zu unbedeutend, um darauf antworten zu können. Aber daß es in erster Linie das Übernatürliche ist, was den Dichter anlockt, das kann ich verstehen. Sie formen wohl im Geiste neue Verse?"

Er verneinte lächelnd.

„Warum nicht?" fragte Ottilie.

„Bis jetzt war es der Schmerz, der mein Gefühl dazu stimmte, nun soll es das Glück sein. Es ist nah und fern zugleich."

Wieder empfand sie Bangigkeit. Wenn sie ihn recht verstand? — Die Angst, daß ein Mann, dessen Wesen und Stimme sie an ihr verlorenes Liebesglück mahnten, für sie zur Gefahr werden könne, befiel sie. In feindseligem Schweigen blickte sie geradeaus, als ob sie seine letzten Worte nicht gehört habe.

„Mir ist kühl," sagte sie dann. „Bitte gehen wir."

Vom Glacis herüber vernahm man die Musik der Zigeunerkapelle.

Imhof sah Ottilie an.

„Eine für mein empfindsames Ohr abscheuliche Musik, trotz allem Rhythmus ist es ein Tönechaos, nur auf augenblickliche Wirkung gestimmt. Und doch möchte ich sie jetzt nicht missen."

Wieder schwieg sie. Auch in ihr löste die zerfahrene Musik der Zigeuner dieselbe Empfindung aus. In ungebändigsten Akkorden taumelte sinnlos die Lebenslust.

Als man vor der Pension angelangt war, neigte Imhof sich zu Ottilie.

„Wenn ich heute abend etwas verbrochen habe, will ich es morgen gut machen," sagte er, nur ihr verständlich.

Fast bis Mitternacht lag Ottilie wach. Imhofs letzte Worte klangen in ihr nach. Gutmachen — was wollte er gutmachen? Er hatte ihr ja nichts Böses getan. Wenn er geahnt hätte, wie seine aufkeimende Neigung sie peinigte. Nie würde sie hier Ruhe und Erholung finden, solange er in ihrer Nähe weilte. Seufzend kehrte sie sich gegen die Wand.

Als sie sich am anderen Morgen erhob, war ihr Plan gefaßt.

Wie am Vortage ging sie nach dem Frühstück mit ihrer Mutter den Südstrand hinab. Imhof saß auf einer Bank und las. Es schien, als habe er gewartet. Ottilie berührte Frau Palms Arm.

„Mache es möglich, daß ich eine Weile mit Imhof allein bleibe, Mutter, ich habe ihm Wichtiges zu sagen."

Nachdem man einander begrüßt, schlug Frau Palm vor, die beiden jungen Leute sollten weiter gehen, indes sie hier auf der Bank zurückblieb. Schweigend, jedes mit seinen Gedanken ringend, wanderten Imhof und Ottilie nebeneinander hin.

Endlich begann Ottilie.

„Sie sprachen gestern abend, daß Sie heute etwas gutmachen wollten, Herr Imhof, und ich sehe mich, so peinlich es mir ist, gezwungen, auf Ihre Äußerung zurückzukommen. Gut zu machen haben Sie allerdings nichts, aber wenn Sie mir eine Bitte erfüllen wollten. würden

Sie mich von einer großen seelischen Qual befreien. Reisen Sie ab!"

Ruhig sah er sie an.

„Ich bin Ihnen lästig?"

„Darauf will ich Ihnen antworten. Es ist Ihre Ähnlichkeit mit jemand, der mir einst sehr teuer war, die so drückend auf mich wirkt. Ich war verlobt; da erblindete ich. Ich gab damals ein Glück preis, das in meinen Augen unendlich war. Dieses Glück kann nie wiederkehren, und deshalb, ich hoffe, Sie verstehen mich nun, leide ich unter Ihrer Gegenwart mehr, als ich zu sagen vermag."

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen! Es ist selbstverständlich, daß ich Ihren Wunsch erfülle. Heute noch reise ich ab."

„Und Sie sind mir nicht böse?" Mit unterdrücktem Schluchzen bot sie ihm die Hand, die er flüchtig berührte.

„Können Menschen, die einander — Sie selbst sagten es — so gut verstehen, je aufeinander böse werden? Ich ehre Ihren Schmerz und hoffe noch viel Glück für Ihre Zukunft. Und nun lassen Sie uns umkehren."

Bei der Mittagstafel blieb Imhofs Platz leer.

Frau Palm blickte ihre Tochter fragend an.

Ottilie wandte den Blick zur Seite.

„Herr Imhof ist abgereist, Mutter."

Eine Woche war vergangen, als Ottilie einen Brief erhielt, dessen Handschrift sie in größte Bestürzung versetzte. Mit zitternden Händen riß sie den Umschlag ab.

„Mein geliebtes Mädchen!

Man hat mir von Deiner glücklichen Genesung Nachricht gegeben, da ist es mein erstes, den Bann, den Du in schwerer Stunde über Dich und mich verhängtest, zu lösen. Nie habe ich eine andere im Herzen getragen als

Dich, und wenn Du ebenso empfindest, dann soll ein neues, unermeßliches Glück uns bald vereinen. Morgen abend werde ich das Glück haben, Dich zu sehen. Erwin."

Am ganzen Körper bebend, reichte Ottilie ihrer Mutter das Blatt.

„Hattest du dies erwartet?"

„Es geschieht viel Unerwartetes im Leben, mein Kind. Du siehst, daß das Schicksal oft plötzlich eine Wendung zum Guten nimmt, wo wir es am wenigsten vermuten."

„Ja." Sie strich nachdenklich über die Schläfen hin. „Mir ist so seltsam ums Herz, Mutter. So wenig froh. Erwin nimmt es so selbstverständlich, daß wir auch heute noch zueinander passen, und es liegt doch so viel Zeit zwischen einst und jetzt. Er kann sich verändert haben, kann ein anderer geworden sein, so wie auch ich innerlich verändert bin. Der Freude kann auf dem Fuße die Enttäuschung folgen, und fast wäre es mir lieber ... du lächelst?"

Frau Palm zog die kalten Hände, die sich schutzsuchend an sie klammerten, an ihre Brust.

„Du liebes, liebes Närrchen! Du warst immer so klug und bist nun auf einmal töricht wie ein kleines Mädchen."

„Töricht? Warum?"

„Weil du nicht begreifst, was dein Herz dir längst verraten hat: Erwin Kettner und Fritz Imhof sind eins!"

„Mutter! Und du wußtest das?" stammelte sie.

„Ja. Erwin sprach mich am ersten Abend, als wir ankamen, an und gab sich mir zu erkennen. In der zartesten Form warb er um dich, wollte dir eine neue Liebe schenken, die in Wahrheit doch nur die alte, nie erloschene Liebe ist! Bangst du nun noch immer vor seinem Besuch?"

Wortlos sank Ottilie ihr um den Hals.

Otto Lilienthal zum Gedächtnis

Von Karl Heinrich Preger / Mit 7 Bildern

Vor fünfundzwanzig Jahren verlor Otto Lilienthal im Dienste eines großen Gedankens sein Leben. Er war der Schöpfer der modernen Flugwissenschaft. Ohne die theoretischen und praktischen Ergebnisse seiner leider so früh unterbrochenen Lebensarbeit wären die Erfolge der Amerikaner Wilbur und Orville Wright nicht möglich geworden. Wenn auch die Weiterentwicklung des Flugwesens in anderer Weise erfolgte, bleibt Lilienthals Bedeutung doch überragend. Dreizehn Jahre nach Lilienthals Tod schrieb Dr. Hans Donalies: „Alle flugtechnischen Anstrengungen, die seit der Wende des neunzehnten Jahrhunderts, seit Meerwein und Degen* mit Flächen- und Schraubenfliegern unternommen worden waren, zeitigten keine praktischen Ergebnisse. Die Modelle flogen, die Maschinen versagten oder brachten es, wie die Einflächenflieger des Engländers Henson (1843) und des Franzosen Ader (1899), auf ihren Rädergestellen nur zu kurzen, wertlosen Hopsern. Der Zweiflächenflieger, den der Deutsche Lilienthal vorübergehend bei seinen motorlosen Kunstgleitflügen anwandte, wurde von dem Amerikaner Chanute als brauchbarster Fliegertyp erkannt und seinen Schülern Wilbur und Orville Wright überliefert."

Und J. Hofmann, dessen Urteil schwer wiegt, äußerte sich zur gleichen Zeit: „Lilienthals Verdienste liegen in

* Vgl. Bibliothek d. Unterhaltung u. d. Wissens, Jahrg. 1921, Bd. I, S. 96 ff. R. Fuchs: Ludwig Berblinger.

den Versuchen über Kraftschöpfung aus dem Winde, über die Frage der Stabilität, namentlich aber in dem guten Beispiel, das er durch seine Fallflüge in der Zeit der größten Entmutigung gab, wodurch auch andere Ingenieure, wie Pilcher, Chanute, zur Mitarbeit angeregt wurden und zur Klärung der Frage beitrugen."

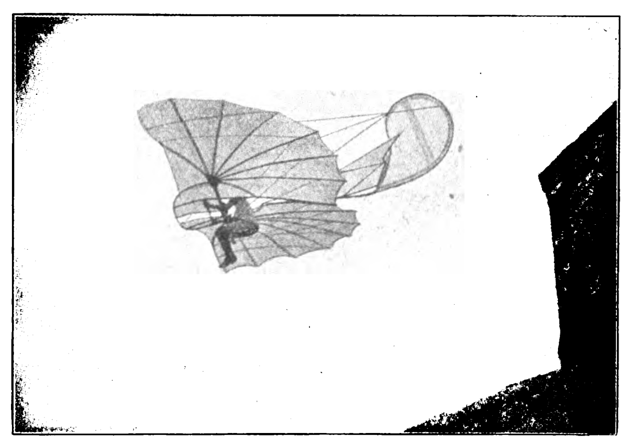
Und in „Die Eroberung der Luft"* schrieb Ingenieur N. Stern: „Mit Otto Lilienthal ist ein Mann an das Flugproblem herangegangen, der, ganz erfüllt von der Größe des Fluggedankens und des menschlichen Fluges, den bedeutenden Idealismus einer begabten Natur besaß, der sich aber, wie viele seiner Vorgänger, nicht von seiner Aufgabe hinreißen ließ, sondern mit allem Vorbedacht eines wissenschaftlich Arbeitenden die Aufgabe stellte und ihre Lösung Schritt für Schritt versuchte. ... Er trat mit positiven Erkenntnissen an die experimentelle Durchführung heran. Und auch hier erwartete er nicht sofort die Lösung des Problems; er stellte sich Teilaufgaben und suchte nur immer Antwort auf eine Teilfrage. Sein Experimentieren stand in dauernder Wechsel-



Otto Lilienthal.

* Die Eroberung der Luft. Ein Handbuch der Luftschiffahrt und Flugtechnik. Nach neuesten Erfindungen und Erfahrungen gemeinverständlich dargestellt für alt und jung. Mit 229 Abbildungen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

wirkung mit der geistigen Verarbeitung des Problems, es war eine stete Rechenschaft über Fragen seines flugtechnischen Programms. Das ist es, was die Arbeiten Lilienthals vor allen auszeichnet, was ihnen den rein erfahrungsmäßigen Charakter der früheren Versuche nimmt



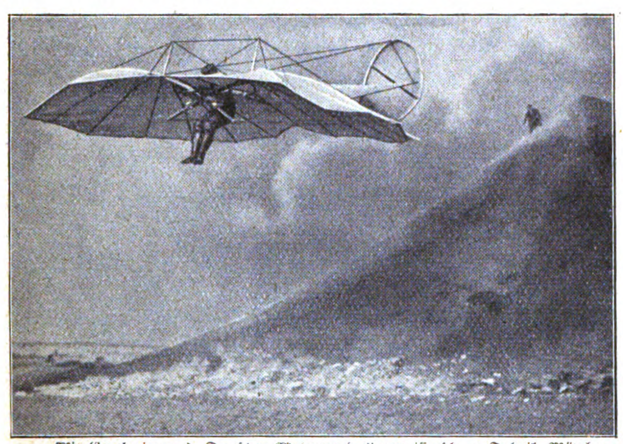
Abflug vom Schuppen des künstlichen Hügels.

und seinen Namen als ‚Begründer der Flugwissenschaft' rechtfertigt."

Lilienthal bemühte sich unermüdlich, den Vogelflug zu erklären, und suchte durch zahlreiche Messungen die Größe des Luftwiderstandes festzustellen, der am bewegten Vogelflügel auftritt. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern legte er bei seinen Untersuchungen das größte Gewicht nur auf die beim Fliegen geleistete Schwebearbeit. Er wollte nicht gleich in die Höhe fliegen. In seinem Buche: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst", das 1889 erschien, finden sich die Ergebnisse seiner vielen Untersuchungen. Weitere Beobachtungen und Er-

fahrungen sind in seiner 1893 herausgegebenen Schrift: „Die Flugapparate. Allgemeine Gesichtspunkte bei deren Herstellung und Anwendung" niedergelegt.

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Lilienthals sucht man von seiten der Entente, gestützt auf den Frie-



Mit Genehmigung d. Deutschen Museums f. Naturwissensch. u. Technik, München.

Gleitflug vom künstlichen Hügel.

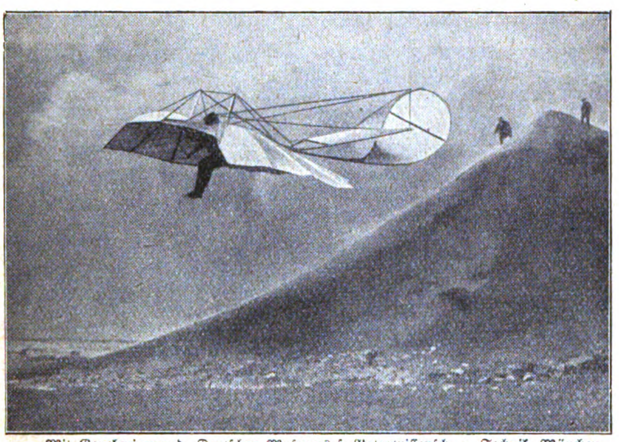
densvertrag, durch ein Bauverbot von Luftfahrzeugen die weitere Entwicklung des Flugwesens in Deutschland zu hemmen und wenn möglich zu vernichten. Wir aber wollen gerade in dieser Zeit der rohen Gewalt nicht vergessen, welche Bedeutung dem Begründer der Flugwissenschaft zukommt, und die Zuversicht nicht aufgeben, daß die Arbeit in seinem Geiste fortgesetzt wird. Lilienthal erlahmte nie, trotzdem es ihm nicht immer leicht gemacht war, seine Pläne zu verwirklichen. In dieser beharrlichen Willensrichtung soll er uns ein Vorbild sein. So ehren wir ihn am richtigsten.

An dem am 23. Mai 1848 zu Anklam in Pommern

geborenen Otto Lilienthal bestätigte sich die Wahrheit eines Goetheschen Wortes: „Das Kind ist der werdende Mann.“ Als dreizehnjähriger Knabe versuchte er mit seinem Bruder den Vogelflug nachzuahmen, indem er mit an den Armen befestigten Flügeln in Klappenform einen Hügel hinunterlief. Um dem Gespött der Schulkameraden zu entgehen, wählten sie dazu den außerhalb Anklams gelegenen Exerzierplatz, den sie in mondhellen Nächten aufsuchten. Eine damals viel gelesene Jugendschrift blieb nicht ohne starken Eindruck auf den Knaben. Sie enthielt eine Schilderung der „Reisen des Grafen Zambeccary“, eines Luftschiffers, der bei einer seiner Ballonfahrten das Leben verlor. In dieser Erzählung fanden die Brüder Lilienthal die Tierfabel vom Storch und Zaunkönig; das ermüdete Vögelchen setzte sich auf den Rücken Adebars, und der Storch erklärt dem kleinen Passagier, wie er mühelos und ohne Flügelschlag seine Kreise zieht. Damit war das Problem des Segelfluges nahegerückt und der Antrieb zur Beobachtung der in Anklam zahlreich vorhandenen Störche gegeben. Die Brüder gingen auf den Waldwiesen der Karlsburger Heide den Störchen nach und brachten sie unerwartet zum plötzlichen Auffliegen. Dabei fand Lilienthal, „daß ein Auffliegen gegen den Wind leichter sein müsse als mit dem Wind, denn das scheue Tier würde sonst nicht ohne zwingenden Grund der Gefahr entgegenhüpfen“.

Noch bevor Lilienthal 1867 die Berliner Gewerbeakademie besuchte, baute er in Anklam einen Flugapparat, den er mit dem Bruder in dem hohen Bodenraum des väterlichen Hauses zu erproben suchte. Diesem Versuch folgte 1868 der Bau eines neuen Apparates, mit dem die Größe des Luftwiderstandes bei der Flügelschlagbewegung festgestellt werden sollte. Als der Krieg 1870/71

ausbrach, stand Otto Lilienthal beim Garde-Füsilier-regiment. Nach Friedenschluß nahm er seine Arbeit wieder auf; da er sich in abhängiger Stellung befand, ging es ihm nicht nach Wunsch, bis es ihm nach 1880 gelang, eine eigene Fabrik zu gründen und in die Höhe zu bringen.

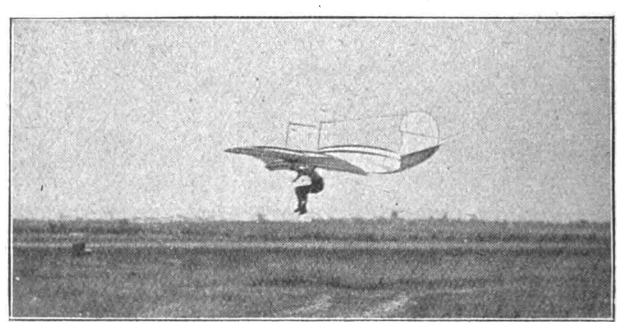


Mit Genehmigung d. Deutschen Museums f. Naturwissensch. u. Technik, München.

Gleitflug vom künstlichen Hügel.

Die grundlegenden Arbeiten zur Feststellung des Luftwiderstandes begannen im Jahre 1886 und wurden bis 1893 fortgeführt. Lilienthal baute einen Apparat mit einfachen gewölbten Flächen und versuchte den „Segelflug" nachzuahmen. Nun sprang er zunächst von geringen Höhen ab und schwebte im Gleitfluge dahin. Der Körper hing schwebend am Apparat, wobei die Unterarme auf einer Polsterung des Gestells ruhten. Die Schwerpunktsverlegung während des Gleitens erfolgte durch jeweils entsprechende Veränderung der Lage des Körpers. Daß zu diesem „Kunstflug" ungewöhnliche Geschicklichkeit nötig war, ist leicht begreiflich. Jahrelange

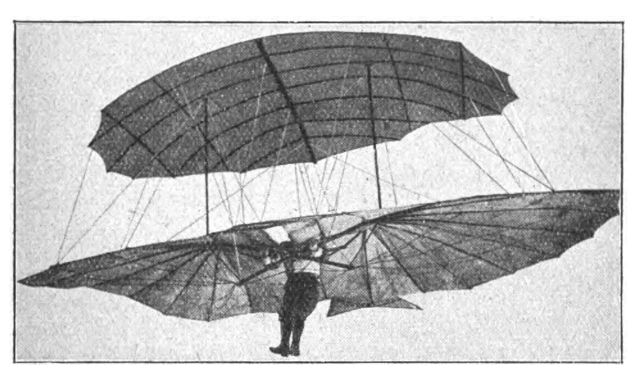
Übungen setzten den unerschrockenen, körperlich starken und gewandten Mann in den Stand, einen hohen Grad von Sicherheit zu erwerben und jede Erfahrung der Verbesserung seiner Apparate dienstbar zu machen. Seine ersten Übungsflüge unternahm er von einem einen halben Meter hohen Sprungbrett, von wo aus er dicht bei seinem



Vor der Landung.

Garten einen Rasenplatz vor sich hatte. Allmählich steigerte er die Absprunghöhe bis zu zweieinhalb Meter, und die Gleitflüge brachten ihn dabei sechs bis sieben Meter weit; bei Absprüngen von fünf bis sechs Meter Höhe steigerten sie sich bis zu zwanzig und fünfundzwanzig Meter Länge. Im Jahre 1894 ließ er an der Heinersdorfer Ziegelei bei Groß-Lichterfelde einen fünfzehn Meter hohen Hügel aufschütten, auf dessen Spitze ein turmartiger Schuppen angelegt wurde, dessen Dach die Fortsetzung der Anschüttung bildete. Das Dach dieses Schuppens diente als Absprungstelle, und im Innern wurden die Gleitflieger aufbewahrt. Dann suchte und fand er ein günstiges Gelände bei Rinow und Stöllen, zwischen Neustadt an der Dosse und Rathenow. Inzwischen hatte er die Tragflächen seines Eindeckers vergrößert und war dazu übergegangen,

einen Apparat mit einem zweiten Paar Schwebeflächen herzustellen, die sich etwa vier Meter über den unteren Flächen befanden. In dem zuletzt erwähnten Gebiet liegt eine Anzahl kahler Kiesberge, die sich bis über fünfzig Meter erheben. Dort gelangen ihm Gleitflüge bis zu dreihundertfünfzig Meter. Weitere Erfolge im motorlosen



Der Flugapparat Otto Lilienthals aus den Sammlungen des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, München.

Gleitflug schienen vorläufig nicht mehr möglich zu sein. Nun wollte Lilienthal weitere Versuche mit einem Schlagflügelapparat unternehmen, dessen Flügel durch einen Kohlensäuremotor angetrieben werden sollten. Dieser Apparat war als Gleitflieger ohne Motorantrieb erprobt worden.

Am Sonntag, den 9. August 1896, benützte Lilienthal dieses Flugzeug. Gleich beim ersten Absprung überschlug sich der Apparat in beträchtlicher Höhe, und der Mann, der sonst immer so vorsorglich zu Werk gegangen war, stürzte ab und erlag am nächsten Tage seinen schweren Verletzungen.

Seine Errungenschaften sollten zunächst im Ausland Früchte tragen. Welche Fortschritte dann aber in Deutschland erzielt wurden, wo man den Vorsprung bald einholte, zeigte sich während der Kriegsjahre.



R. Sennecke.

Das Denkmal Otto Lilienthals in Groß-Lichterfelde.

Nun stehen wir abermals vor einer großen Bewegung, und zwar zu einer Zeit, da man dem deutschen Flugwesen schwere Hindernisse bereitet. Man strebt den motorlosen Flug an. Damit werden Lilienthals Übungen, wenn auch nicht buchstäblich, so doch dem Geiste nach aufgenommen und fortgesetzt. Der motorlose Gleit- und Segelflugwettbewerb, der in der Rhön* stattfand, scheint ein Rückschritt zu sein. Und doch werden diese Versuche von Männern gefördert und unterstützt, deren Namen in der Fachwelt den besten Klang haben. Wie Dr. Hildebrand kürzlich berichtete, arbeitet der alte verdienstvolle Deutsche

* Vgl. Bibliothek d. Unterhaltung u. d. Wissens, Jahrg. 1921, Bd. 12, S. 101 ff. Ing. Karl Märkel: Der motorlose Segelflug.

Luftfahrer-Verband, und zwar seine Südwestgruppe, bei diesem Wettfliegen mit dem Verbande Deutscher Modell- und Gleitflugvereine zusammen. Die Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt hat den Ehrenschutz übernommen, und die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt hilft mit ihren Sachverständigen. Das ist ein Beweis dafür, daß man die früheren Gleitflugversuche noch nicht für abgeschlossen hält, daß man ihrer Fortsetzung hohe Bedeutung beimißt. Das Streben geht dahin, den motorlosen Menschenflug im Segelflug zu erzielen. Zu welchen Ergebnissen man dabei gelangen wird, ist nicht bestimmt vorauszusagen. Richtig ist, daß diese Versuche von hohem Werte sind für die Flugzeugführung und das weitere Durcharbeiten von Flugzeugeinzelteilen. Wie Hildebrand sagt, ist dabei die Hauptsache, daß solche Wettbewerbe die Liebe für die Fliegerei lebendig erhalten; sie sorgen dafür, daß der alte Fliegergeist bei uns nicht ausstirbt. Möge der jetzt lebenden Generation der hochstrebende, zielbewußte Geist Otto Lilienthals und sein willensstarkes Wesen beschieden sein!

Noch lebt auch der Bruder dieses verehrungswürdigen Begründers der Flugwissenschaft, Gustav Lilienthal, der sich um die Weiterentwicklung des Flugwesens bemüht. Ihm wird es doppelt erfreulich sein, erlebt zu haben, daß man die große Frage des motorlosen Fluges noch nicht für abgeschlossen hält.

Ursachen und Folgen der Klimaänderungen auf der Erde

Von Dr. Ludwig Staby

Das Klima unserer Erde ändert sich fortgesetzt; der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß die Gletscher der Hochgebirge in gewissen Zeitperioden anwachsen, das heißt, der Fuß der Gletscher rückt tiefer ins Tal hinab vor, während er zu anderen Zeiten höher hinaufrückt, der Gletscher also kleiner wird. Diese Zu- und Abnahme solch gewaltiger Eismassen kann aber unmöglich durch Temperaturschwankungen einiger Jahre hervorgerufen werden; um diese mächtigen Veränderungen hervorzubringen, muß sich die Gesamtheit der Witterungslage während eines großen Zeitraumes, mit anderen Worten: das Klima, ändern.

Diese Änderungen des Klimas zuerst bewiesen und aufgedeckt zu haben, ist ein Verdienst des Schweizer Gelehrten Professor Brückner, dem es auffiel, daß mit dem Wachsen und Schwinden der Gletscher eine Hebung und Senkung der Seen, besonders der abflußlosen, parallel ging. Diese Schwankungen der abflußlosen Seen mußten naturgemäß in der größeren oder geringeren Menge des Regenfalles in den Seengebieten ihren Grund haben, und da die Regenhöhe von den jeweiligen Luftdruckverhältnissen abhängt, die Veränderungen des Luftdrucks aber wiederum durch die Temperatur hervorgerufen werden, so untersuchte Brückner alle diese Erscheinungen der Reihe nach. Er gelangte zu dem überraschenden Ergebnis, daß sowohl die Schwankungen in der Größe der Gletscher und Seen wie die des Regenfalles, des Luftdrucks und der Temperatur in Zeit-

perioden von durchschnittlich fünfunddreißig Jahren Dauer wiederkehren; er stellte damit fest, daß das Klima — und zwar das der ganzen Erde — regelmäßigen Schwankungen unterworfen ist, die ungefähr fünfunddreißig Jahre dauern, und die er „säkulare Klimaschwankungen" nannte. Eine kühle, feuchte Periode wechselt mit einer trockenen und warmen ungefähr alle fünfunddreißig Jahre ab. Das Anwachsen der Gletscher, sowie der höchste Wasserstand der Seen tritt während der kühlen und feuchten Periode ein, indes das Schwinden der Gletscher und der niedrigste Stand der Seen mit der trockenen und warmen Periode zusammenfällt. Der Unterschied zwischen der größten und kleinsten Menge des Regenfalles in der einen und anderen Periode beträgt ein Fünftel bis ein Viertel der vieljährigen mittleren Menge des Regens, während die Durchschnittstemperatur auf der ganzen Erde in der einen Periode einige Zehntel Grad unter, in der anderen ebensoviel über der normalen Temperatur liegt. Wahrscheinlich sind gewisse Vorgänge auf der Sonne der Grund dieser Temperaturveränderung, genau sind diese Ursachen bis jetzt noch nicht bekannt; erwiesen ist nur, daß die Sonnenflecke mit dieser periodischen Schwankung nicht zusammenhängen, wie früher vielfach angenommen wurde.

Aus den Schwankungen des Termins der Weinernte, der in den Weinländern seit den ältesten Zeiten aufgezeichnet worden ist, und der je nach dem Klima später oder früher eintritt, und ebenso aus der Häufigkeit strenger Winter, deren Aufzeichnung bis zum Jahre 1000 zurückreicht, konnte diese fünfunddreißigjährige Klimaschwankung vom Jahre 1000 bis heute fünfundzwanzigmal nachgewiesen werden.

Bedenkt man die Folgen dieser periodischen Klimaschwankungen, so wird auf den ersten Blick der Einfluß der geringen Temperaturunterschiede von ungefähr drei Viertel Grad Celsius nicht sehr groß erscheinen. Die Tatsachen aber lehren, daß dieser Einfluß bedeutend ist. Die Gesamtgletschermasse der Alpen vermindert sich während der trockenen Periode um fünfundzwanzig Kubikkilometer, das heißt, es wird durch das Fallen der Durchschnittstemperatur ein Eiswürfel von etwas über zwei Kilometer Höhe und ebensoviel Länge und Breite geschmolzen. Das Kaspische Meer fiel in einer Trockenperiode um drei Meter, das heißt, seine Oberfläche nahm um 13 000 Quadratkilometer ab, also um eine Fläche in der Größe des Drittels der Provinz Brandenburg. Der Georgssee in Neusüdwales in Australien, der in der feuchten Periode zwanzig bis dreißig Kilometer lang, zehn Kilometer breit und fünf bis acht Meter tief ist, trocknet in der warmen Periode ganz aus, und ebenso verschwinden in dieser Zeit in Afrika die Abflüsse des Tschadsees, Tanganjika- und Njassasees, die durch die Anschwellungen der Seen in der feuchten Zeit entstanden sind. Wenn auch die Klimaschwankungen auf die Wasserstände der Ströme und Flüsse nicht so stark einwirken wie auf die abflußlosen Seen, so haben sie doch zur Folge, daß beispielsweise die deutschen Flüsse während der Trockenperiode um einen halben Meter niedriger sind als zu der anderen Zeit, ein Unterschied, mit dem die Schiffahrt zu rechnen hat. Die Schiffahrt wird aber unmittelbar noch dadurch stark beeinträchtigt, daß in der feuchten und kalten Periode die Flüsse viel länger durch Eis geschlossen sind, als in der entgegengesetzten Zeit; dieser Unterschied beträgt beispielsweise für die baltischen Provinzen fünfundzwanzig und für

die Weichsel sogar zweiunddreißig Tage, an denen die Schiffahrt länger ruhen muß; für Handel und Verkehr ist dies ein bedeutender und fühlbarer Unterschied. — Naturgemäß ist am stärksten bemerkbar der Einfluß auf die Landwirtschaft. In Mittel- und Westeuropa fallen 77 Prozent der reichen Ernten in die warme Periode und 77 Prozent der schlechten Ernten in die feuchte und kalte Periode. In trockenen Gebieten ist es selbstverständlich umgekehrt. So litten Sibirien, Ostindien und andere trockene Länder um das Jahr 1860 — dem Höhepunkt der Trockenperiode — stark an Dürren und Mißernten, während die feuchten Gebiete um diese Zeit die reichsten Erträge aufwiesen. Ja, in manchen Ländern, so in Ägypten, hängt nicht nur der Durchschnittsertrag, sondern sogar die Größe des anbauungsfähigen Landes von den Klimaschwankungen ab, denn in der feuchten Zeit steigt der Nil bedeutend höher als in der trockenen, er bewässert und macht daher viel mehr Land als sonst kulturfähig. So stieg der Nil in den Jahren 1848 bis 1850 um 86 Zentimeter jährlich höher als 1830 bis 1835, und in den Jahren 1890 bis 1895 um 60 Zentimeter jährlich höher als in der trockenen Zeit um das Jahr 1860.

Hieraus wird ersichtlich, daß diese Änderungen unseres Klimas, die durchschnittlich alle fünfunddreißig Jahre auftreten, so langsam sie vor sich gehen, und so gering sie sind, dennoch von bedeutenden Folgen für die Länder der ganzen Erde sind. Da wir nun in den neunziger Jahren das letzte Maximum einer trockenen Periode hatten, so ist jetzt der Höhepunkt einer feuchten Zeit überschritten, und es kommt wieder eine trockene Periode. Für uns Europäer, die den Vorzug eines ziemlich gleichmäßigen maritimen Klimas genießen, bedeutet das nicht viel, aber es ist von größtem Einfluß für manche Länder,

um einige Beispiele zu nennen, für Ägypten, Australien und große Gebiete Amerikas, die nach einer Zeit der Fruchtbarkeit und guten Ernte wieder einer schlechteren, wasserärmeren Zeit und Dürre entgegensehen.

Außer diesen Klimaschwankungen, die in kleineren Zeitperioden vor sich gehen, gibt es aber noch andere Veränderungen, die in gewaltigen Zeiträumen vor sich gingen, die aber dafür auch ungeheure Umwälzungen nicht nur des Klimas der Erde, sondern der ganzen Erdoberfläche hervorgebracht haben.

Seit langem ist es den wissenschaftlichen Forschern bekannt, daß unsere Erdoberfläche durchgreifende Veränderungen erlebt hat, die sich am deutlichsten kundtun in den Unterschieden der Verteilung von Wasser und Land. Bedeutende Länderstrecken lagen in der vergangenen Zeitepoche tief im Meer versunken, und umgekehrt erstreckten sich in früheren Zeiten weite Landgebiete, die heute vom Meer bedeckt sind, und nur die Spitzen der Gebirge ehemaliger Länder ragen heute noch als größere oder kleinere Inseln aus dem Ozean. An den Versteinerungen, an Gletscherschliffen und anderen Tatsachen ist festgestellt worden, daß zu verschiedenen Zeiten die Erdoberfläche ebenfalls sehr verschieden gestaltet war. Man spricht daher von bestimmten aufeinanderfolgenden geologischen Perioden der Erde. Noch heute stellen die Gelehrten stetige Veränderungen der Erdoberfläche fest, ständig wechselt sowohl die Oberfläche der Ozeane wie auch großer Binnenseen. Von den gewaltigen Seen Nordamerikas steigt in den östlich gelegenen Seen, dem Ontario und Erisee, das Wasser an, während es in den westlichen, im Huron-, Michigan- und Oberen See, beständig sinkt. Die Korallenriffe in einigen Teilen des Ozeans steigen stetig aus dem

Wasser empor, während sie umgekehrt in anderen Teilen immer tiefer sinken. Die Insel Hawai erhebt sich immer höher aus dem Ozean, während Helgoland immer tiefer in die See hinabtaucht. Alle diese und noch viele andere Tatsachen sind bis ins einzelne verfolgt und berechnet worden, aber eine zureichende Erklärung gab es bisher für diese Fülle der Erscheinungen nicht.

Zwei Forscher, der Ingenieur Paul Reibisch und der Zoologe Professor Dr. Simroth, haben eine Theorie aufgestellt über den Grund der Veränderlichkeiten unserer Erdoberfläche, eine Theorie, die schon jetzt überraschende Ergebnisse geliefert hat, und die berufen erscheint, auf diese bisher noch dunklen Gebiete der Untersuchungen Licht zu werfen und bisher unverständliche Vorgänge zu erklären. Diese Theorie wird von den Forschern Pendulationstheorie genannt. Die ganze Entwicklung der Erde, unserer Pflanzen- und Tierwelt sowohl wie der Kulturgang der Menschheit, erscheint unter neuen Gesichtspunkten.

Die Erde führt zwei große Bewegungen aus, einmal die Drehung um die vom Nord- zum Südpol gehende Achse, wodurch Tag und Nacht bedingt sind, und dann die Bewegung um die Sonne, die sich in einem Jahr einmal vollzieht und den Wechsel der Jahreszeiten im Gefolge hat. Außer diesen großen Bewegungen muß die Erde aber noch andere Schwingungen ausführen, denn sonst ließen sich manche unwiderlegliche Beobachtungen, so das allmähliche Vorrücken des Frühlings- und Herbstanfangs, nicht erklären. Auf Grund sorgfältiger und eingehender Berechnungen gelangte nun Reibisch zu dem Schluß, daß die Pole der Erde nicht feststehen, sondern daß sie Schwingungen ausführen, und zwar Pendelschwingungen regelmäßiger Art, dergestalt, daß der

Nordpol auf einem bestimmten Längengrad nach Süden, dem Äquator entgegen, vorrückt, um nach einer gewissen Zeitperiode auf derselben Linie zurückzugehen und nun nach der anderen Seite hin den gleichen Pendelschlag zu machen. Durch diese regelmäßige Verschiebung der Erdachse, die allerdings langsam vor sich geht — denn nach Berechnungen ist anzunehmen, daß eine solche Pendelschwingung mindestens 20 000 bis 25 000 Jahre dauert —, werden auf der Erde gewaltige Veränderungen hervorgerufen. Bewegt sich der Nordpol beispielsweise nach Europa zu, so muß sich die Erde bei ihrer Drehung der veränderten Richtung der Zentrifugalkraft fügen, sie wird sich an den Polen abflachen und am Äquator hochwölben. Da aber ein großer Teil der Erde aus festen Landmassen besteht, die sich nur langsam und schwer in diese Veränderungen fügen können, so werden diese Teile im allgemeinen bleiben, wie sie sind, im Gegensatz zu dem leichtbeweglichen Wasser, das der Bewegung des Poles folgen wird, das also in diesem Falle vom Nordpol dem Äquator zuströmen wird. Die natürliche Folge wird sein, daß die nördlich gelegenen Länder bei dieser Polbewegung immer höher aus dem Wasser hervorragen, während die dem Äquator nächstliegenden immer höher vom Wasser überflutet werden. Westeuropa würde demnach immer größer, Südafrika immer kleiner werden. Genau das gleiche — nur in entgegengesetzter Richtung — würde in den Ländern des Südpols der Fall sein. Wir leben nun in einer Epoche, in der sich der Nordpol von uns entfernt, also nach der entgegengesetzten Richtung schwingt; unsere Küsten und Inseln sinken daher immer mehr in die See — beispielsweise sei Helgoland genannt —, während sich die Insel Hawai, die sich in entgegengesetzter Phase befindet,

immer höher aus dem Meer erhebt, also größer wird. — Nach Ermittlungen von Reibisch verläuft die Pendelschwingung der Pole auf dem zehnten Längengrade östlich von Greenwich. Dieser Längengrad geht quer durch Deutschland, Oberitalien und Afrika; man nennt diesen Meridian daher den Kulminations- oder Schwingungskreis. Alle Orte, die nun unmittelbar auf diesem Kreise liegen, werden am raschesten ihre Stellung zum Pol ändern, da der Pol ja geradeswegs auf sie zukommt oder sich von ihnen entfernt. Je weiter aber ein Ort von diesem Schwingungsgrad entfernt liegt, desto geringer wird seine Veränderung sein, und schließlich gelangt man auf jeder Seite des Meridians zu einem Punkt, auf dem gar keine Veränderung mehr stattfindet, der also von dem Schwingungskreis nach beiden Seiten hin gleichweit entfernt ist. Diese Punkte hat Simroth die Schwingpole genannt; sie liegen im Osten auf Sumatra und auf der entgegengesetzten Seite in Ecuador in Südamerika. Alle anderen Orte der Erde verändern ihre Lage zum Pol und Äquator, diese beiden nicht, sie liegen ewig unter dem Äquator, auf sie muß die Zentrifugalkraft stetig am stärksten wirken, zwischen ihnen muß demnach also der größte Erddurchmesser liegen, und dieses ist, die Pendulationstheorie bestätigend, auch tatsächlich der Fall.

Die Pendulationstheorie erklärt nun aber auch die merkwürdige Tatsache des verschiedenen Verhaltens der kanadischen Seen; der vom Schwingungskreis am weitesten abliegende Meridian, auf dem der südamerikanische Schwingungspol liegt, geht nämlich mitten durch diese hindurch, so daß also die westlichen schwinden müssen, während die östlichen wachsen. Die Veränderungen der nördlichen und südlichen Korallenriffe,

die Wasserstandsschwankungen in Florida und in anderen Gegenden erklären sich auf die gleiche Weise, wie überhaupt die bisher unerklärlichen Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land auf unserem Planeten klar werden, wenn man sie vom Gesichtspunkte der Pendulationstheorie aus betrachtet.

So groß diese geologischen Wirkungen der Pendulation auch sind, so reichen sie doch nicht im entferntesten an die Bedeutung der klimatischen Veränderungen heran, die durch die Schwingung des Pols hervorgerufen werden. Mit dem Pol wandert auch das polare Klima, und zwar sind die Orte, die auf dem Schwingungskreis oder in seiner Nähe liegen, den größten Klimaveränderungen ausgesetzt, während diese Schwankungen mit zunehmender Entfernung von diesem Meridian immer kleiner werden, bis sie an den Schwingpolen Sumatra und Ecuador ganz verschwinden, das heißt, diese beiden Länder, die immer unter dem Äquator liegen, haben für alle Zeiten dasselbe unveränderliche Klima. Bedenkt man nun, daß unser ganzes Pflanzen- und Tierleben, ja unsere gesamte Kulturentwicklung in erster Linie abhängig ist von dem Klima, dann kann man sich einen Begriff bilden von den geradezu gewaltigen Umwälzungen, die durch die Pendulation in unserer gesamten organischen Lebewelt hervorgerufen werden und im Laufe der Jahrtausende bewirkt worden sind.

Durch die langsame Änderung des Klimas werden sowohl Pflanzen wie Tiere im Laufe der Generationen gezwungen, entweder sich diesen Veränderungen anzupassen, sich ihnen durch Auswanderung zu entziehen oder unterzugehen. Tiere, wie die großen Saurier früherer Epochen, verschwanden von der Erde. Da nun auf dem Schwingungskreis die Klimaänderung am

schnellsten vor sich ging, so mußte die Auswanderung, das Zurückweichen entweder nach dem Osten oder Westen dieses Kreises oder nach den Tropen hin vonstatten gehen. Dadurch erklärt sich die Tatsache, daß wir gleiche Tier- und Pflanzenarten in Gebieten haben, die weit voneinander getrennt liegen, und zwischen denen die gleichen Lebensformen nicht existieren, und ferner die zweite Tatsache, daß man in den tropischen Gegenden dieselbe Tier- und Pflanzenwelt auf hohen Gebirgen findet, die in kühleren oder gemäßigteren Zonen in der Ebene heimisch ist.

Durch die verschiedenen Pendulationsepochen mit ihren geologischen und klimatischen Einflüssen konnten allein die vielen, immer anders gestalteten Pflanzen- und Tierarten entstehen, die in den verschiedenen geologischen Epochen unsere Erde bevölkerten. Nicht nur die größte Verschiedenheit der Arten, sondern auch die höchste Entwicklung derselben muß also in den Ländern, die in der Nähe des Schwingungskreises liegen, vor sich gegangen sein, und in den am weitesten abliegenden Gebieten muß umgekehrt die niedrigste Entwicklungstufe herrschen.

Bekanntlich steht auf dem australischen Kontinent und den Inseln die Tier- und Pflanzenwelt auf einer Stufe, die auf anderen Kontinenten schon vor unendlichen Zeitläuften vorhanden war, und die uns heute als Überbleibsel aus der längst entschwundenen Tertiärzeit der Erde entgegentreten. Die Gegenden des zehnten Längengrades, etwa Westeuropa und Nordafrika, sind die Schöpfungszentren der meisten auf unserer Halbkugel vorkommenden Tier- und Pflanzenarten. Simroth gibt von der Ausbreitung der versteinerten und lebenden Formen der Tier- und Pflanzenwelt in seinem Werk

eine Darstellung, die an Tausenden von Beispielen als Grund all dieser Umwälzungen die Pendulation nachweist.

Die Naturgesetze für die Tier- und Pflanzenwelt gelten auch für den Menschen. Die Wiege der Menschheit wird also unter dem Schwingungskreis zu suchen sein; alle bisher gefundenen fossilen Menschenaffen, einschließlich des Urmenschen aus dem Neandertal bei Düsseldorf, stammen aus Gebieten, die unter oder in der Nähe des Kulminationskreises liegen. Welche unermeßliche Bedeutung die Pendulationstheorie zur Erforschung und Erklärung vieler, bisher immer noch dunkler Gebiete in Zukunft haben wird, ist noch nicht abzusehen *.

Wie kamen die geologischen Zeitalter, wie die besonders eingehend untersuchten, so merkwürdigen Eiszeiten zustande? — Warum mußten sie entstehen, weshalb sind auf der Erdoberfläche all diese ungeheuren Wandlungen erfolgt? Die Pendulationstheorie zeigt nun, daß die Entwicklung der Erde so und nicht anders sein konnte.

Eine geologische Periode von ungefähr 20 000 bis 25 000 Jahren ist die Dauer einer Pendulationsschwankung. Land und Wasser wurden während einer solchen Periode in ihrer Verteilung gewaltigen Änderungen unterworfen, und wenn nun die folgende Pendulationsschwankung an Stelle der vorhergehenden trat, dann blieb das Bild der ersteren als geologische Erdschicht zurück, auf die sich die andere mit ihren gänzlich veränderten Lebensbedingungen wieder aufbaute. Und

* Vergleiche: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Jahrg. 1921, Bd. VII, S. 74—99: Arnold Hölder, Werden und Vergehen im Kampf der Elemente. Mit 11 Bildern.

so folgten mehrere Perioden aufeinander, in denen die Entwicklung der organischen Welt immer höher stieg, so werden sich auch unter dem Einfluß der geschilderten Schwankungen weitere Perioden mit ihren großen Umwälzungen anreihen.

Wodurch mag nun diese Pendelbewegung der Pole hervorgerufen worden sein? Das werden wir mit absoluter Bestimmtheit nie wissen, wenn auch noch so viel Hypothesen über die Wahrscheinlichkeit der Ursachen aufgestellt werden sollten. Entweder hat die Erde in jenen fernen Zeiten, in denen sie noch keinen festen Körper bildete, die Bewegung gehabt und sie in abgeschwächtem Maße durch die Jahrmillionen beibehalten, oder es ist in Urzeiten ein zweiter Mond, der die Erde umkreiste, oder auch ein anderer Planet mit der Erde zusammengeprallt. Durch den gewaltigen Stoß dieser ungeheuren Massen wurde der Erdkörper ins Schwanken gebracht, als dessen Nachwirkung die Pendulation anzusehen wäre. Mag nun die Ursache der Pendelbewegung sein, welche sie will, auf jeden Fall müssen kosmische Vorgänge im Weltall dafür in Anspruch genommen werden, die als solche genau nachzuweisen wohl nie gelingen wird.

Im Kampf für und wider die Zwangsabstinenz

Von Edgar Weikert / Mit 2 Bildern

Weit müßte man ausholen, um die Vorstadien des Kampfes gegen den Alkoholmißbrauch zu schildern, die in den Vereinigten Staaten von Amerika durchlaufen wurden, bis endlich ein gesetzliches Verbot erfolgte, nach dem in den Grenzen des Staates die Alkoholherstellung beschränkt und die Einfuhr von Spirituosen verboten wurde. Der Kampf in den Vereinigten Staaten ist mehr als hundert Jahre alt; mit zäher Beharrlichkeit geführt, ist er nie völlig zum Stillstand gekommen. Der Gedanke des Einzelstaats- und später des nationalen Verbotes ist schon vor sechzig Jahren öffentlich befürwortet worden. Schon vor sechzig Jahren wurde im Staat Maine das Staatsverbot durchgeführt.

Man stellt es bei uns in tendenziöser Absicht gewöhnlich so dar, als sei das Gesetz gegen den Willen der 110 000 000 Einwohner des Landes zustande gekommen. Das verhält sich jedoch nicht so, denn das Verbot war das Ergebnis eines lange offen vorbereiteten Kampfes, über dessen Tragweite für den Fall, daß einmal zur endgültigen Volksabstimmung geschritten wurde, sich niemand täuschen konnte. Durch eine gewaltige Mehrheit schaffte man in Amerika die Grundlage zur Durchführung gesetzlicher Bestimmungen gegen den Alkoholmißbrauch. Man kann also nicht behaupten, hier sei ein Gesetz gegeben worden, an dessen Zustandekommen die Nation unbeteiligt gewesen wäre.

Wie die Dinge liegen, waren selbstverständlich nicht

alle Volksgenossen einer Meinung; es gab genug, die nicht für die „Trockenlegung" zu haben waren und ihren Unwillen durch Abgabe entsprechender Stimmzettel unmißverständlich zum Ausdruck brachten. An der Tatsache, von den Gegnern weit überstimmt worden zu sein, kann jedoch nicht mehr gerüttelt werden. Die „Minneapolis Tribune" konnte deshalb schreiben: „In den Vereinigten Staaten ist der letzte Tag der Herrschaft des Alkohols gekommen durch eine Bestimmung, welche nun zu den Grundgesetzen des Landes gehört. Indem es die Verbannung des Rausches beschließt,



R. Sennecke.

Amerikanische Beamte gießen beschlagnahmte alkoholische Flüssigkeiten aus.

hat das amerikanische Volk seinen praktischen Sinn zu einem bewunderungswürdigen Zwecke ausgenützt. In einigen Jahren wird das Verbot seine eigene Rechtfertigung finden." Lord Loverhulme konnte darauf hinweisen: „Eines der Ergebnisse ist, daß Amerika jetzt jährlich 400 000 000 Dollar durch das Verbot erspart."

Einstweilen steht diese Summe zwar noch auf dem

Papier, denn die Alkoholfreunde bieten alles auf, um sich den gewohnten Trunk zu verschaffen. Da dies nicht auf dem altgewohnten Weg zu erreichen ist, wird alles versucht, um dem unentbehrlichen Genuß nicht entsagen zu müssen. Wie überall in der Welt nützten auch in Amerika smarte Leute die Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen und ihre Opfer gehörig zu schröpfen. Man bot alles mögliche an, woraus man sich selbst einen „guten Haustropfen" bereiten könne. In Zeitungsanzeigen wurden „Brennapparate und Weinpressen samt Zubehör" angepriesen. Auf alle erdenkliche Weise suchte man das Verbot zu umgehen. Kurz nach Inkrafttreten des Gesetzes kam aus San Franzisko die Nachricht: „Nirgends, weder in Hotels noch in Restaurants oder in bar rooms, weder in der Stadt noch auf dem Lande werden geistige Getränke verkauft. Die Folge davon ist ein lebhafter Schleichhandel mit alkoholischen ‚Sorgenbrechern'. Wer dieses ‚Geschäft' betreibt, setzt dabei viel aufs Spiel, hat aber gewöhnlich, wenn er erwischt wird, so viel erworben, daß er die ihm auferlegte Strafe mehr oder weniger leicht zu verschmerzen imstande ist. Besonders scharf passen die booze runners — die nach Whisky suchenden Beamten — den Automobilen auf, in denen die Schleichhandelsware von weither in die Stadt gebracht wird. Das Zollamt gleicht einem riesigen Automobilgeschäft, denn jedes Automobil, das beim Transport von Alkohol betroffen wird, verfällt dem Staat. Vor vier Wochen wurde Inventur gemacht und festgestellt, daß beschlagnahmte Automobile im Werte von 200 000 Dollar im Schuppen des Zollamts stehen; darunter befindet sich auch ein Wagen, der zu den feinsten Automobilen gehört, die in Amerika selten hergestellt werden, und 6000 Dollar, das sind 360 000 Mark, gekostet

hat. Drei Tage war der Wagen im Gebrauch seines Besitzers gewesen, als er mit Schleichhandelsware ertappt wurde."

Der Versuch, den verbotenen Trunk herbeizuschaffen, war in diesem Fall besonders teuer zu stehen gekommen.



R. Sennecke.

Beschlagnahmte Fässer mit alkoholischen Flüssigkeiten werden von amerikanischen Beamten in die Kanalisation geleert.

Niemand wollte das sogenannte „halbprozentige Bier" trinken, das zurzeit in den Vereinigten Staaten von den etwa vierhundertfünfzig noch bestehenden Brauereien hergestellt und vertrieben werden darf. Da zeigte sich in der ersten Zeit nach Inkrafttreten des Gesetzes ein merkwürdiger Zustand in gewissen Klubs, Hotels und Restaurants. Die dort noch lagernden „alten Bestände" aller erdenklichen Alkoholika schienen unerschöpflich zu sein. In aller Eile waren Klubs gegründet worden, deren Mitglieder, trotz lebhaften Zuspruchs

der von ihnen erworbenen Getränke, immer noch damit rechnen konnten, nach wie vor ihre Gläser gefüllt zu finden. Daß dies nicht mit rechten Dingen zuging, war durchaus nicht zu bezweifeln. Täglich, und noch ausgiebiger während der Nacht, wurden mehr oder weniger große Alkoholmengen über die Grenze geschmuggelt, und besonders ausgiebig nach Neuyork, Chikago und Philadelphia verschoben. Für die Zollwächter war das eine aufregende Zeit. Sie mußten sich darauf einstellen, die verschiedenen Kniffe kennen zu lernen, die von den Schmugglern erdacht wurden, um das Gesetz zu umgehen. Manchmal kam ihnen auch der Zufall als Entdecker zu Hilfe. Eines Tages wurde in Detroit ein Farmer, der einen Korb mit Eiern trug, von einem Automobil umgerannt. Die Eier zerbrachen, und ein verräterischer Geruch entströmte ihnen. Wunderlicherweise lief der Farmer davon und ließ seinen Korb im Stich. Bei genauerer Untersuchung der verdächtigen Eier stellte sich heraus, daß man sie ausgeblasen hatte, um sie mit dem verbotenen Alkohol zu füllen; die Öffnungen waren sorgfältig verklebt. Jetzt begriff man auch, weshalb seit einiger Zeit so viele Eier über die Grenze geschafft wurden, und manche verdächtige Sendung konnte nachher noch glücklich abgefaßt werden.

Trotz all dieser Kniffe und Pfiffe gelingt es den Behörden doch, vor allem die ankommenden Schiffe am Einschmuggeln von Alkohol zu verhindern. So hat man kürzlich einen großen italienischen Ozeandampfer, auf dem man Vorräte von Whisky vermutete, untersucht. Tatsächlich hatte die Mannschaft mehr als zweitausend Gallonen — achttausend Liter — Whisky einzuschmuggeln versucht. Die Konfiskation traf die Leute an der empfindlichsten Stelle; das „Geschäft" hatte sich als faul erwiesen.

Dr. Hercod schrieb kürzlich, daß Durchstechereien aller Art besonders in den Großstädten geübt werden. Dort ist das Verbot schwer durchzuführen. Vorläufig ist die Zahl der Verbotsbeamten noch nicht groß genug; in Neuyork sind nur zweihundert und in Chikago sechzig Leute tätig. Bei aller Pflichttreue können sie nicht alle Gesetzesübertretungen entdecken. Dazu sind sie auf die Mitarbeit der städtischen Behörde angewiesen, aber von dieser Seite erhalten sie nur geringen Beistand. Namentlich in Neuyork will die Behörde nichts unternehmen, um die Aufsichtsbeamten zu unterstützen. Die Verwaltung verlangt neue Mittel, um dem Gesetz in den ersten schwierigen Jahren zu wirksamer Durchführung zu verhelfen, und es ist wahrscheinlich, daß diese Summen vom Kongreß nicht verweigert werden.

Da in den Restaurants eine gewisse Menge Alkohol nur zu den Mahlzeiten verabreicht werden durfte, richtete man gewissermaßen „Schaugerichte" her, die der trinklustige Gast nicht berührte. Nach einiger Zeit trug man die Speise wieder ab, um sie einem anderen Gast vorzusetzen. Von Tisch zu Tisch wandernd, erfüllten die Scheingerichte ihren eigenartigen Zweck, durstigen Kehlen als Vorwand zu dienen, ihren geliebten Alkohol doch zu erhalten. Seit in den Gasthäusern das „dünne Bier" ausgeschenkt wurde, verloren sich die Besucher, und viele Wirte mußten ihr Geschäft schließen. Dadurch kamen viele Musiker um ihr Brot. Ein Neuyorker Musikerfachblatt berichtete, nachdem das Alkoholverbot acht Monate in Kraft war, daß zwar viele Musiker stellenlos seien, aber zu gleicher Zeit mehr Musikinstrumente gekauft wurden als je zuvor. Die Pianohändler konnten nicht so viel Instrumente liefern, wie bestellt wurden. Man richtete sich auf häusliche Geselligkeit ein, seit die öffentlichen

Lokale keinen Alkohol mehr in gewünschter Stärke und Menge zu bieten hatten. Die Nachfrage nach Phonographen und Platten steigerte sich von Monat zu Monat, ganze Wagenladungen von Instrumenten aller Art gingen nach ländlichen Gegenden ab. Eine überraschende Wirkung der „Trockenlegung"!

Auch die Heilsarmee erlebte eine beachtenswerte Veränderung. Diese Organisation bemühte sich seit Jahrzehnten, die Opfer des Alkohols zu retten. Wo man auf Trunksüchtige Einfluß gewann, suchte man sie in den Werkstätten zu beschäftigen und sie vom Trunk zu entwöhnen. Vor 1914 widmete die Heilsarmee etwa neunzehntausend mehr oder weniger der Trunksucht Verfallenen ihre Hilfe. Während des Kriegs verringerte sich die Zahl verkrachter Existenzen bis auf etwa siebentausend. Seit die Zwangsentwöhnung laut Gesetz durchgeführt ist, leerten sich die Werkstätten der Heilsarmee, in denen sonst Trinker aufgenommen wurden, derartig, daß andere Arbeiter eingestellt werden mußten. Aus Mitchell in Süddakota wurde sechs Monate nach Inkrafttreten des Gesetzes berichtet, daß im Bezirksarmenhause kein Mensch zu versorgen sei. In Mexiko (Missouri) blieb das Gefängnis ohne Insassen. In Kentucky konnten einige Gefängnisse geschlossen werden, und das Bezirksgefängnis in Georgetown wurde in ein Seuchenhaus umgewandelt.

Angesichts derartig überraschender Wirkungen des Verbotes schrieb die „Minneapolis Tribune": „Tatsache ist, daß, wenn andere Länder in Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten treten wollen, sie gezwungen sein werden, das Verbot gleichfalls einzuführen."

Im April 1920 wurde denn auch aus Montevideo einstweilen gemeldet, daß die Regierung von Uruguay

beabsichtige, den Kammern einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, wonach die Einfuhr und der Verkauf alkoholischer Getränke gleichfalls völlig verboten werden sollte. Auch aus Rio de Janeiro kam die Nachricht, daß dort eine starke Agitation für ein staatliches Alkoholverbot im Gange sei. In diesem Falle macht sich der starke Einfluß der nordamerikanischen Antialkoholliga geltend, die in ihrer Generalversammlung im Anfang März 1920 beschlossen hatte, die Summe von 2 000 000 Dollar zu Agitationszwecken in Lateinamerika aufzuwenden. Die Stoßkraft dieser Bewegung dürfte sich auch in diesen Ländern als bedeutend erweisen.

Seit November 1920 liefen auch aus Schottland Nachrichten ein, daß man dort die Agitation für eine später erfolgende Abstimmung vorbereite, deren Ergebnis zur ganzen oder teilweisen Abstinenz führen solle. Man behauptet, daß auch diese Bewegung von amerikanischen Temperenzlern stark beeinflußt ist. Kirchliche Körperschaften arbeiten in diesem Sinne. Aber auch in anderen Volkskreisen kämpft man in geradezu fanatischer Weise gegen den Alkoholmißbrauch.

In vielen Städten Schottlands sind Umzüge von schlecht gekleideten und elend aussehenden Kindern veranstaltet worden; die Kinder trugen Fahnen mit der Aufschrift: „Helft uns, Vater vor dem Fluch des Trinkens zu bewahren!“ Die ausgezeichnet organisierte Temperenzbewegung rechnet vor allem auf die Stimmen der Frauen. Auch die Gemeindeverwaltungen stellen sich kampfbereit. Wie in Amerika, so sind es auch in Schottland die Gewohnheitstrinker, die zu einem nicht geringen Teil dafür eintreten, daß die öffentlichen Schankstätten geschlossen werden sollen! Nicht zuletzt hat die scheinbar unbegreifliche Haltung dieser Menschen

ihren Grund in der Erhöhung der Preise für Bier und Schnaps. An der Antialkoholbewegung sind auch die radikalen Kreise Schottlands emsig beteiligt; sie erhoffen von dem Zustandekommen des Verbots die — Revolution. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Gegnern. Alle beteiligten Gruppen wenden bedeutende Mittel auf, überschwemmen die Städte und das Land mit Flugblättern, kleinen Schriften und Plakaten. Zahlreiche Redner bereisen das Land, um für ihre Absichten Stimmung zu machen. Der Kampf wird hart und erbittert werden. In England ist die Strömung gegen den Alkohol noch nicht so stark, aber man blickt doch mit einiger Besorgnis nach Edinburgh und Glasgow. Wenn es in Schottland zum Verbot käme, müßte das Ringen auch in England beginnen.

Daß es, vielleicht sogar in absehbarer Zeit, auch in anderen Staaten zu einem Alkoholverbot kommen wird, erscheint durchaus glaubhaft. Wenn dies geschieht, dann wird ein Umstand in der Formulierung des Gesetzes zu beachten sein, der im Augenblick den strengen Alkoholgegnern in den Vereinigten Staaten Verdruß bereitet. In der Hauptsache war festgelegt worden, daß alkoholhaltige Getränke und Spirituosen nicht für „Trinkzwecke" hergestellt, und weder verkauft und versendet, noch eingeführt werden durften. Einer beschränkten Anzahl von Brauereien war die Erlaubnis erteilt worden, das sogenannte „halbprozentige" Bier zu erzeugen. Weiterhin war im Kongreß bestimmt worden, daß die Ärzte berechtigt seien, gewissen Kranken monatlich bis zu eineinhalb Liter Branntwein zu „verordnen". In solchen Fällen galt Schnaps nicht als Getränk, sondern als Medizin. Bier und Wein durfte kein Arzt als Anregungs- oder Stimulansmittel verschreiben, ohne sich

strafbar zu machen. Nun hatte ein Teil der Ärzte immer behauptet, Wein und Bier — ausgenommen das erlaubte halbprozentige Gebräu — enthielten Eigenschaften, die in gewissen Krankheitsfällen mit voraussichtlichem Erfolg zu verordnen seien. Die Gesetzgebung war trotz aller Einwände darüber hinweggegangen. Wein durfte für „sakramentale" Zwecke an solche Israeliten abgegeben werden, die gewohnt sind, Freitag abends Brot und Wein zu segnen. Diese erhalten jährlich fünfzig Flaschen zugebilligt.

Nun hat vor seinem Amtsaustritt Palmer auf Grund eines Gutachtens, wonach die Ärzte Wein und Bier verordnen dürfen, eine augenblicklich bedenkliche Lage geschaffen. Da im bestehenden Gesetz diese beiden Alkoholika als Medikamente ausgenommen waren, hatte man die Festsetzung eines Höchstmaßes wie bei anderen Spirituosen, das ohne Strafe nicht überschritten werden durfte, für unnötig gehalten. Ist es nun laut Palmers Verfügung den Ärzten erlaubt, Wein und Bier als Medizin zu verschreiben, so kann dies jetzt in jeder beliebigen Menge geschehen. Aus dieser Lage zogen zunächst die noch bestehenden Brauereien den Schluß, sie dürften nun wieder Starkbier für die — Apotheker herstellen. Nach ihrer Auffassung fehlte dem „halbprozentigen" Gebräu die von den Ärzten zu fordernde Wirkung. Auch die Apotheker freuten sich über neue Erwerbsmöglichkeiten. Und das Publikum? Man begriff rasch, was zu tun sei, um sich auf neue Art den geliebten Trunk zu verschaffen. Kommt einer der Alkoholbedürftigen zum Arzt, so wird er ihm klar zu machen suchen, wie bedürftig er des verpönten „Lebensweckers" sei. Daraus wird zunächst eine recht wüste Lügenhaftigkeit entspringen. „Spezialisten" unter den Ärzten dürften sich finden, die von gewissen

Leuten aufgesucht werden, um mit einem Rezept in „entsprechender Dosierung" ihren Weg zum Apotheker zu nehmen. Je nach der Gefährlichkeit des „Leidens" wird es also wieder möglich werden, sich einen „ärztlich verordneten Rausch" zu kaufen. Rechnet der Apotheker gut, und läßt der Arzt sich seine Ordination gleichfalls in angemessener Höhe bezahlen, dann kommt die Alkoholkur teuer genug zu stehen. Voraussichtlich wird die Gesetzgebung das erlaubte Maß nachträglich für Starkbier und Wein festlegen, so daß auch dieser gegenwärtig möglichen Durchstecherei ein Ziel gesetzt wird.

Trotz dieser augenblicklich verworrenen Zustände betrachten die amerikanischen Verbotsfreunde die Lage als hoffnungsvoll. Man glaubt behaupten zu dürfen, das neue Parlament werde noch verbotsfreundlicher sein als das alte, welches das Verbot und das Durchführungsgesetz erlassen hat. In bewußter Absicht kehrt die Behauptung immer wieder, das Verbot müsse doch noch widerrufen werden. Dieser Auffassung steht die Tatsache gegenüber, daß zwei Drittel der Mitglieder des Senats und des Abgeordnetenhauses sich dafür erklären müßten. Käme es nun trotz aller gegenteiligen Erwartung dahin, so wäre es erst noch nötig, daß die Abschaffung durch drei Viertel der einzelnen Staaten bestätigt werden müßte. Wie aber die Verhältnisse liegen, dürfte von seiten der Staaten keine Möglichkeit bestehen, diese Mehrheit zu gewinnen.

Bei uns steht es anders als in Amerika. Trotzdem die Gerste teuer ist, braut man in Deutschland Starkbier. Vor dem Kriege gaben wir jährlich etwa vier Milliarden für geistige Getränke aus; von 1919 bis 1920 stieg die Summe von vierzehn auf zwanzig Milliarden. Im Jahre 1913 wurden in Deutschland sechs Millionen

Flaschen Sekt getrunken, eine Zahl, die sich bereits 1919 auf zehn Millionen erhöhte! Die „neuen Reichen", die Wucherer und Schieber aller Kategorien, wollten nachholen, was sie früher versäumt hatten!

Professor Dr. Gaupp-Tübingen hielt auf der Karlsruher Tagung des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke einen Vortrag, in dem er sagte: „Mit jedem Liter Vollbier nehmen wir den hungernden Kindern 230 Gramm Gerste, mit denen sechs Teller wertvoller Suppe hergestellt werden könnten. Wer in der Kneipe drei bis vier Liter Vollbier genießt und dabei keinem körperlichen Bedürfnis gehorcht, nimmt achtzehn bis vierundzwanzig Kindern die nahrhafte Suppe vom Mund und trägt dazu bei, daß Rhachitis und Tuberkulose den Leib derer verderben, die nach Jahren des Jammers und der Schmach Deutschland zur Höhe bringen sollen." Vollbier ist markenfrei, während das teuere Brot immer noch rationiert werden muß! Ähnlich wie in Amerika seit der gesetzlichen „Trockenlegung", hatten sich bei uns während der Kriegsjahre die Verhältnisse verändert. Schwere Alkoholexzesse kamen immer seltener vor, und damit gingen auch die meist in der Trunkenheit begangenen Raufereien und Messerstechereien mit ihren traurigen Folgen auffallend zurück. Die Trinkerasyle und Heilstätten hatten keine Insassen mehr zu verpflegen. Mit dilirium tremens behaftete Trinker fanden sich nur noch selten. Die Kriminalstatistik konnte einen höchst überraschenden Rückgang von allen möglichen Delikten, die sonst im Rausche begangen wurden, verzeichnen. Es wurde zum ersten Male in überwältigender Weise offenkundig, wie vielfaches Elend nicht mehr zu beobachten war, das sonst als Folge des Alkoholmißbrauches leider nur zu wenig bekannt gewesen ist. Be-

denkt man, daß zurzeit jede weitere Schädigung unserer an und für sich geschwächten Volksgesundheit verderblich wirken muß, und zwar nicht nur in Hinsicht auf den einzelnen, sondern für unsere gesamte Bevölkerung, dann erhebt sich die ernste Frage: wie stellen wir uns zum Alkoholverbrauch? Ist völlige Enthaltsamkeit geboten und zu fordern, oder soll von der Mäßigkeit das Heil erwartet werden? Professor Gaupp sagt: der Streit darüber sei müßig für ein Volk, das um sein nacktes Leben zu ringen hat. „Wir Gesunden können den Alkohol entbehren; je mehr wir dies tun, je freier wir unser Leben von den mit ihm verknüpften Schädlichkeiten halten, umso eher dürfen wir hoffen, aus den trüben Tagen einer unfreien Gegenwart wieder zu einer besseren Zeit der Freiheit und Würde unseres Staates und Volkes emporzusteigen. Daraus ergibt sich, was wir zu tun haben."

Wie schützt man sich gegen Einbrecher?

Von Inspektor G. Wichert / Mit 9 Bildern

Langdauernde Kriege bringen immer zunehmende Verwilderung der Sitten und eine erschreckende Häufung gewalttätiger Handlungen mit sich. So gab es in den Elendsjahren nach den Freiheitskriegen allein in dem kleinen Württemberg rund zehntausend Räuber. Auch jetzt sind wieder, namentlich in den Großstädten, Diebstähle und Einbrüche an der Tagesordnung, und auf dem Lande Raubzüge ganzer Banden nichts Seltenes. Die Kräfte der Polizeimannschaften reichen nicht mehr aus, dem Unwesen zu steuern, und unsere militärische Macht, die sonst helfend eingreifen könnte, ist zertrümmert. So bleibt nur übrig, daß sich der einzelne selbst zu schützen sucht, und sich in größeren Gemeinwesen Selbstschutzorganisationen bilden. Eine solche wurde vor etlichen Monaten in Berlin ins Leben gerufen: sie zählt heute über sechstausend Mitglieder und leistet recht Ersprießliches.

Welche Mittel bietet nun die Technik im Kampf gegen die Zunft der Langfinger und Einbrecher?

Die großen **Banken**, die nicht selten Hunderte von Millionen zu betreuen haben, scheuen keine Kosten, die ihnen anvertrauten Werte gegen unberechtigte Eingriffe zu sichern. Bei der Herstellung ihrer Panzergewölbe kommen alle Künste des Eisenbetonbaues zur Anwendung; die riesigen Panzertüren, die den Eingang dazu verwahren und allein schon ein Vermögen kosten, öffnen sich nur dem, der die Stichworte ihrer Kombinations-

schlösser kennt, oder selbst diesem nur zu einer bestimmten Stunde, die vorher auf einer im Innern des Tresors angebrachten Uhr eingestellt wurde. Die Räume rings

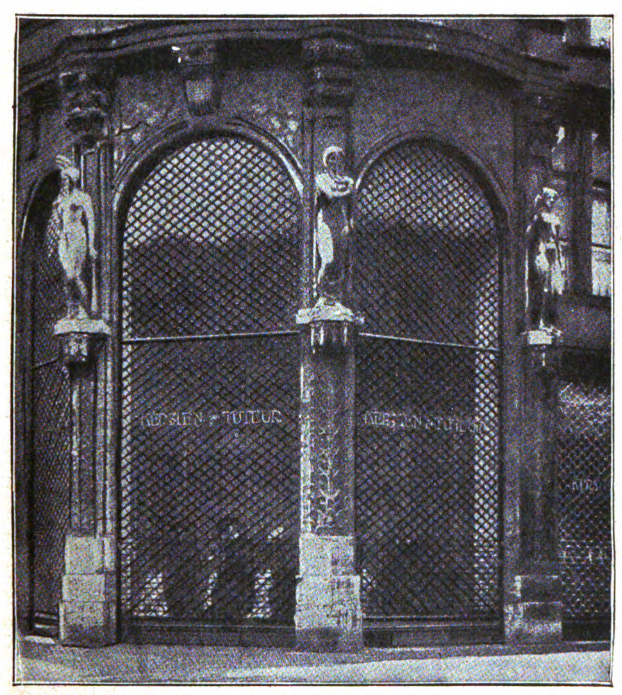


Durch einen Alarmapparat verhinderter Einbruch.

um die Stahlkammern können beim Anrücken von Banden, etwa in Aufruhrzeiten, mit Wasser, Heißdampf oder gar mit Blausäure gefüllt werden. Maschinengewehre in Panzertürmen, mit ständiger Wache oder selbsttätiger Auslösung, schützen die Zugänge zu den Schatzkammern.

Derartige Vorkehrungen sind für den Privatmann nicht erschwinglich und auch nicht angebracht. Alles, was er sich leisten kann, ist ein feuer- und einbruch-

sicherer Kassenschrank und eine gut eingerichtete Alarm=
anlage. In dieser Hinsicht steht ihm allerdings heut=



Mit Vorsatzgittern gesichertes großstädtisches Schaufenster.

zutage eine kaum übersehbare Auswahl zur Verfügung,
von den einfachsten bis zu den teuersten Vorrichtungen,
so daß die Entscheidung nicht leicht zu treffen ist.

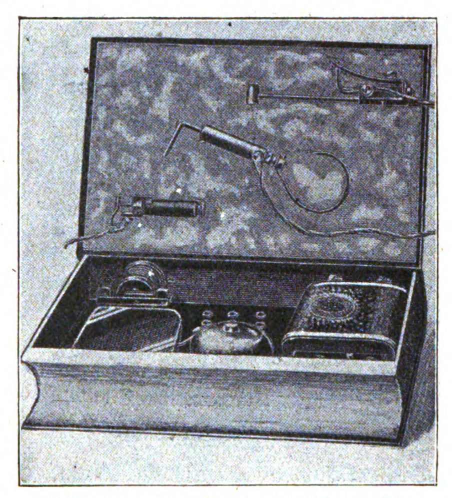
Am bekanntesten sind die elektrischen Alarm=
glocken mit Arbeitstrombetrieb; das heißt, beim Öff=
nen einer Tür wird durch Berühren zweier Federn oder
anderer Metallteile ein „Kontakt" hergestellt und dadurch

der elektrische Strom geschlossen, der die Glocke in Tätigkeit setzt. Aber die Einbrecher geben den geschulten Elektrotechnikern in der Kenntnis derartiger Anlagen nichts nach und wissen sie durch einen raschen Griff unschädlich zu machen. Ein solcher Arbeitstromalarm muß also mindestens mit einem „Relais“ verbunden sein, das mit seinem Elektromagneten einen zweiten Stromkreis schließt, der nun dauernd bis zum Abstellen die Glocke weiter in Tätigkeit setzt, auch wenn der Meldekontakt wieder gelöst oder dessen Leitung sonstwie unterbrochen worden ist. Zuverlässiger sind Ruhestromanlagen, in denen ein Strom ständig fließt und den Anker der Glocke so lange festhält, bis die Leitung irgendwo unterbrochen, also beispielsweise ein Fensterkontakt durch Öffnen des Fensters gelöst wird. Aber auch in diesem Falle wissen sich die Einbrecher durch Überbrücken der Kontaktstellen zu helfen, so daß die Glocke gar nicht anschlägt. Unbedingt zuverlässig sind daher nur die Dreistrom-



Sicherung eines amerikanischen Bankhauses durch mit Maschinengewehren bewaffnete Panzertürme.

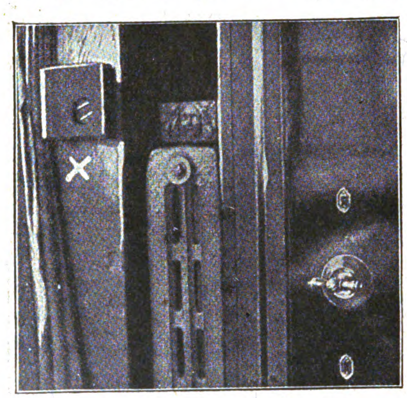
anlagen, eine Verbindung von Arbeit- und Ruhestromanlage, die in jedem Falle alarmieren, ob sie der Eindringling unversehrt läßt, durchschneidet oder überbrückt. Da man die zu einem dünnen Kabel zusammengedrehten Drähte solcher Anlagen auch in Türfüllungen oder kreuz und quer im Mauerwerk einbauen kann, so bieten sie sogar Schutz gegen Durchbruchsversuche an diesen bekanntlich bei Einbrechern sehr beliebten Stellen. Auch Starkstromanlagen von großer Wirksamkeit sind ersonnen worden; sie haben nur den Nachteil, daß sie sich gegen den Besitzer selbst kehren, wenn er das Abstellen vergißt. Nach dem gleichen Prinzip sind kleine transportable Anlagen konstruiert, die, wie der „Lebensretter", in erster Linie dafür bestimmt sind, auf Reisen mitgenommen zu werden und im Hotel Türen und Fenster zu sichern.



Sicherungsapparat in Buchform für Reisende.

Der Kontakt in der erwähnten einfachsten Form ist indes nicht das einzige Mittel der Alarmgebung. Da die Einbrecher beim Knacken der Geldschränke und schon vorher beim Durchbrechen der Türen oder Wände immerhin

einiges Geräusch verursachen müssen, hat man dies benützt, um durch Mikrophone einen Alarmstrom zu schließen. Solche „Lauscheranlagen" haben aber meist den Nachteil, daß auf sie auch sonstige starke Geräusche einwirken, so daß sie bisweilen zwecklos alarmieren. Auf Erschütterungen und Ortsveränderungen (Zerschlagen von Schaufenstern, Wegrücken von Panzerkassetten) sprechen noch andere Kontakte an, deren Hauptteil ein empfindlicher Wagebalken ist; auch sie alarmieren leicht irrtümlich auf Erschütterungen, etwa durch vorbeirollende Trambahnwagen und dergleichen. Wieder andere Vorrichtungen alarmieren bei Erhöhung der Temperatur, wie sie beim Gebrauch des Knallgas- oder Sauerstoffgebläses entsteht, sind also zugleich Feuermelder. Vortrefflich arbeitet das von Professor Hannach in Wilmersdorf verbesserte „elektrische Auge". Sein Hauptteil ist eine Selenzelle, das ist eine doppelte Drahtwindung, die mit einer Selenverbindung überbrückt ist. Selen hat die Eigenschaft, daß es dem elektrischen Strom im Licht einen viel geringeren Widerstand entgegensetzt als im Dunkeln. Schaltet man also eine Selenzelle in einen Stromkreis, so läßt sie im Finstern keinen Strom durch. Bei der geringsten Erhellung des Raumes aber (Aufschieben des Rolladens,



Das elektrische Auge am Kassenschrank.

Durchbrechen der Mauer, Entflammen eines Streichholzes, selbst in zehn Meter Entfernung) sinkt ihr Widerstand so weit, daß der Strom durchfließen kann und nun die Anwesenheit von Eindringlingen anzeigt. Dabei ist die Schaltung so eingerichtet, daß auch jede Störung in der Apparatur oder in der Leitung als Alarmquelle wirkt. Mit einem Telephon geschaltet, meldet das „elektrische Auge" den Einbruch durch Aufleuchten von Glühlampen in der Zentrale, die nun die Polizei benachrichtigt; auch kann es mit einem photographischen Apparat verbunden werden, der von den Verbrechern eine Blitzlichtaufnahme macht. Daß es bei ausbrechendem Brande durch den Feuerschein in sofortige Tätigkeit gesetzt wird, ergibt sich von selbst.

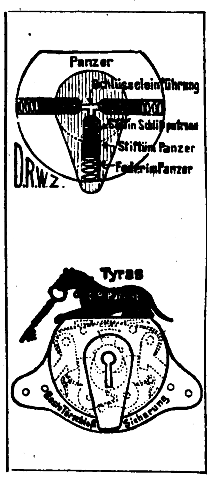


Photothek.

Der Alarmapparat „Hiros" der Firma Geweha in Charlottenburg.

Als Meldezeichen dienen entweder Glocken- und andere Rasselwerke oder auch Lichtsignale, wie beleuchtete Transparente, auf denen eine auf den versuchten Einbruch deutende Schrift sichtbar wird, die den Vorteil haben, daß die Einbrecher von

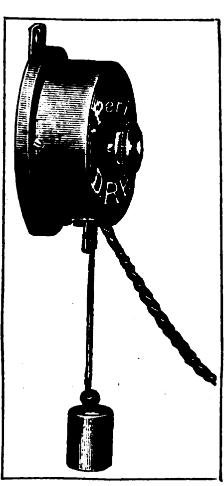
der Meldung nichts merken und daher bei der Arbeit abgefaßt werden können. Andere Vorrichtungen verfolgen wieder die gegenteilige Absicht, die Verbrecher zu verscheuchen. So schreit der „Hiros“-Apparat mittels eines Grammophons unaufhörlich „Überfall! — Überfall!“, der „Alarm“-Melder der Geweha-Gesellschaft „Hilfe! — Hilfe! — Hier sind Einbrecher! — Polizei! — Polizei!“, oder er setzt eine kilometerweit hörbare Sirene in Tätigkeit, was besonders für abseits gelegene Gebäude in Betracht kommt. Man sieht, den Brecheisenkünstlern wird ihr lichtscheues Tun heutzutage recht sauer gemacht.



Türsicherheitschloß „Tyras“.

Zahlreich sind auch die Vorrichtungen, die einem besonderen Zweck dienen. Dahin gehören vor allem die Sicherheitschlösser für Türen, Rolladen, Scheren- und sonstige Gitter, Fahrräder und so weiter. Daß es davon ganz vorzügliche Modelle gibt, versteht sich im Zeitalter der hochentwickelten Feinmechanik von selbst. Aber — dessen soll man sich bewußt sein — fernhalten oder verscheuchen können derartige Vorrichtungen den gewiegten Spezialisten nicht, nur aufhalten, und das kann immerhin von Wert sein. Auch ist nicht jeder Einbrecher den neuesten Türsicherungen gewachsen. Wir nennen von den empfohlenen Apparaten den Türschließer „Adler“, der mit einem Sicherheitshebel versehen ist, die Türschloßsicherungen „Tyras“ und „Panzer“, die mit jedem gewöhnlichen Türschloß ver-

bunden werden können, den „Triplo", der eine dreifache Sperrung ermöglicht, den Türverschluß „Te-Te-Si", dessen Verschlußschienenenden in tief im Mauerwerk verstemmten Steinschrauben ruhen. Diebstähle von Treibriemen, einem bei Langfingern sehr beliebten „Schuhsohlenersatz", kann man erschweren, indem man durch einen Prägeapparat auf die Riemen der ganzen Länge nach seinen Namen einprägt, wodurch sie unverkäuflich werden. Eine Frankfurter Firma hat sich ein Gravierverfahren gesetzlich schützen lassen, durch das Schreibmaschinen gekennzeichnet werden, so daß sie für den Dieb und Hehler wertlos sind. Um dem Entwenden von Glühlampen vorzubeugen, kann man geeignete Sicherungen herumlegen, die das Herausdrehen höchst umständlich und zeitraubend gestalten. Sie kommen unter den Namen „Pluto" und „Ideal" in den Handel. Ja es wurden sogar Alarmglocken auf den Markt gebracht, die zu tönen beginnen, wenn man einen im Gasthaus hängenden Überzieher vom Nagel nimmt, ohne das Geheimnis zu kennen.

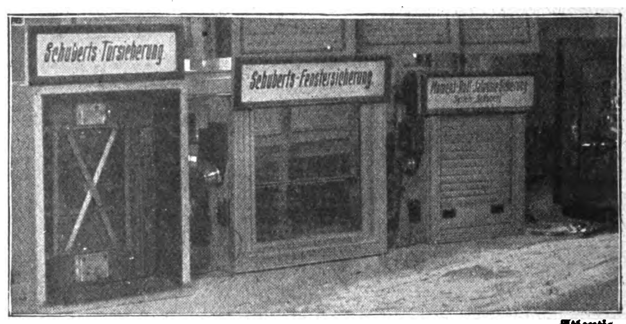


Alarmkontakt „Peri".

Lehrreiche und begreiflicherweise auch gut besuchte Ausstellungen solcher Selbstschutzvorrichtungen wurden in Berlin von der Fachzeitschrift „Selbstschutz" veranstaltet.

Die besten Alarm- und Sicherheitsvorrichtungen nützen nichts, wenn man vergißt, sie einzuschalten, oder wenn man die Türen, Rolladen und Schutzgitter nicht

schließt und die Riegel nicht vorschiebt. Daß die gute Hälfte aller Einbrüche und Diebstähle nur auf solche Nachlässigkeiten zurückzuführen ist, beweist die Statistik der Polizeibehörden. Die Langfinger haben scheinbar für solche sich bietende Gelegenheiten eine besondere Nase. Ferner beobachte man im Hause unbekannte Personen unauffällig und gebe vor allem auf ihre Fragen nicht leichtsinnig Antwort. Oft genug dienen ganz unver-



Atlantic.

Einige Sicherheitsvorrichtungen aus der Berliner Selbstschutzausstellung.

fänglich klingende Erkundigungen nach Hausbewohnern nur dazu, zu erfahren, ob diese gerade verreist oder etwa zu einem Begräbnis fortgegangen sind. Auch ist es ratsam, daß man neu zuziehende Personen sich genau legitimieren läßt und sie sofort bei der Polizei meldet, denn sehr oft erfolgt der Einzug, auch von Dienstboten, nur in der Absicht, den guten Freunden vom Brecheisen die Gelegenheit auszuspähen oder gar vorzubereiten. Um Keller- oder Dachkammereinbrüche zu verhindern, bedient man sich am einfachsten der erwähnten Arbeitstromleitung mit gewöhnlichen Kontakten, welche das Öffnen der betreffenden Türen oder Fenster in der Woh-

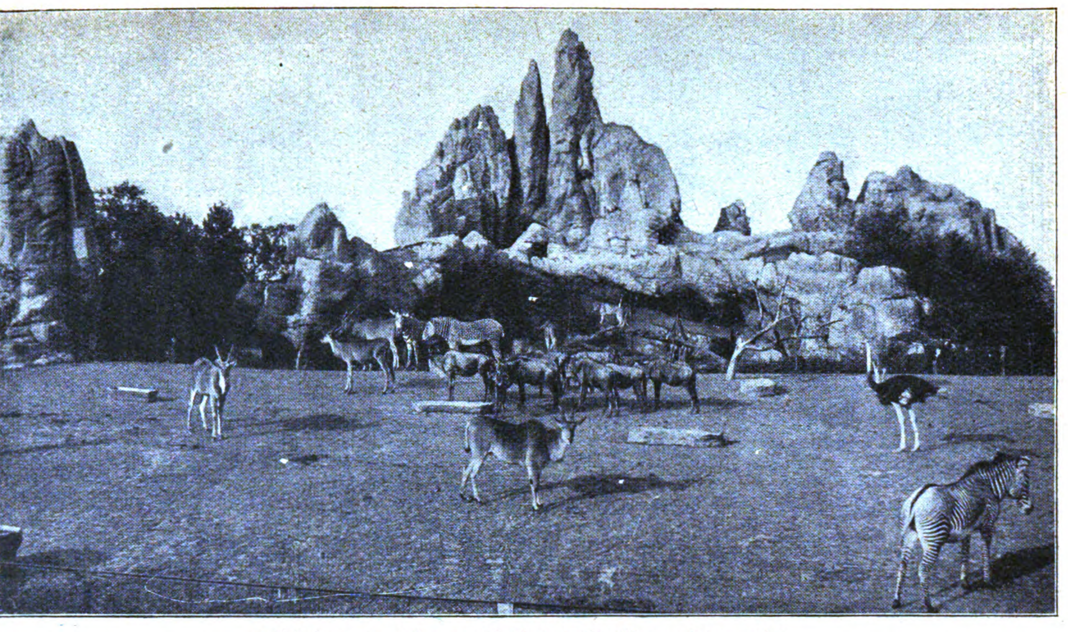
nung anzeigen. Ruhestromanlagen sind zwar besser, kosten aber bei den heutigen Preisen der Elemente erheblich mehr. Auch aus abseits gelegenen Ställen für Kleintiere oder aus Lagerschuppen für Geräte kann man solche Leitungen nach der Wohnung führen, muß sie dann aber unter die Erde verlegen, weil sie in der Luft den nächtlichen Besuchern sofort auffallen würden. Sehr wertvoll ist endlich besonders auf dem Lande ein guter Hund. Die Anwesenheit eines solchen läßt die Einbrecher meist schon von vornherein auf ihre Gelüste verzichten. Doch muß er darauf dressiert sein, daß er von fremden Leuten nichts nimmt, sonst kann man ihn eines Morgens vergiftet finden, und die Einbrecher haben ihre Absicht umso gründlicher und gemütlicher ausführen können, weil man sich auf die Wachsamkeit des Hundes verließ und daher das Geräusch ihrer Tätigkeit nicht weiter beachtete.

Hagenbecks Tierpark in Stellingen

Von Bruno Pöttner / Mit 18 Bildern

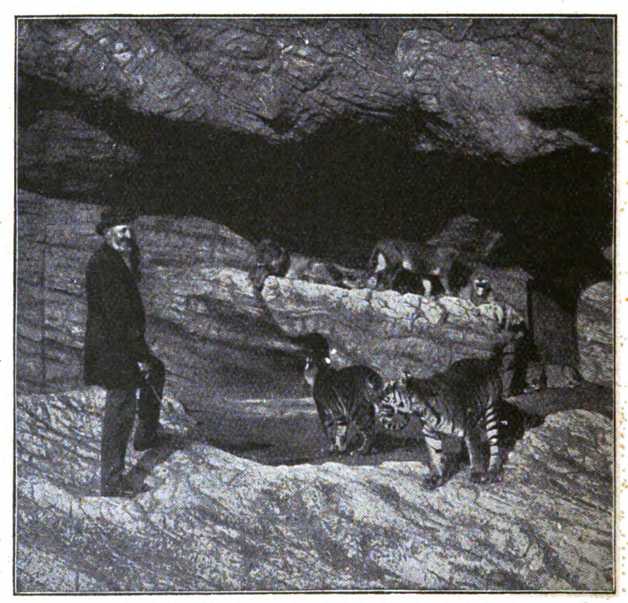
Aus bescheidenen Anfängen einer Hamburger Fischhandlung hervorgegangen, entwickelte sich seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Tiergeschäft C. Hagenbeck zu einem weltumspannenden Unternehmen mit den vielverzweigtesten Interessen. Die Tätigkeit von drei Generationen einer Familie ist mit der Entstehung und dem Ausbau des in seiner Art einzigen Tierparkes in Stellingen eng verknüpft. Die Gründung des eigentlichen Tiergeschäftes reicht bis in das Jahr 1848 zurück; damals stellte der 1810 geborene Gottfried Claus Carl Hagenbeck in Krolls Etablissement in Berlin eine Anzahl Seehunde aus, welche zufällig von Fischern gefangen und von ihm erworben worden wären. Weitere Robben erwarb er dann zum Verkauf für reisende Schausteller. Im Jahre 1852 bot sich Gelegenheit, von einem Grönlandfahrer einen Eisbären anzukaufen, den Hagenbeck in einem gemieteten Lokal auf dem Sankt-Pauli-Spielbudenplatz öffentlich ausstellte.

Abgesehen von den Tiergärten, die da und dort in früheren Jahrhunderten bestanden und wieder eingingen, gab es bedeutendere solcher Anlagen in Schönbrunn bei Wien seit 1752 und in Paris seit 1794 und im Regents Park in London seit 1828. Der Berliner Tiergarten wurde 1844 gegründet, Amsterdam besaß seit 1838 und Antwerpen seit 1843 einen Tiergarten. Die Gründung anderer in- und ausländischer zoologischer Gärten fällt jedoch erst in die fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in eine Zeit, da lebendigere Anteilnahme



Blick in das „Tierparadies" des Stellinger Tierparkes.

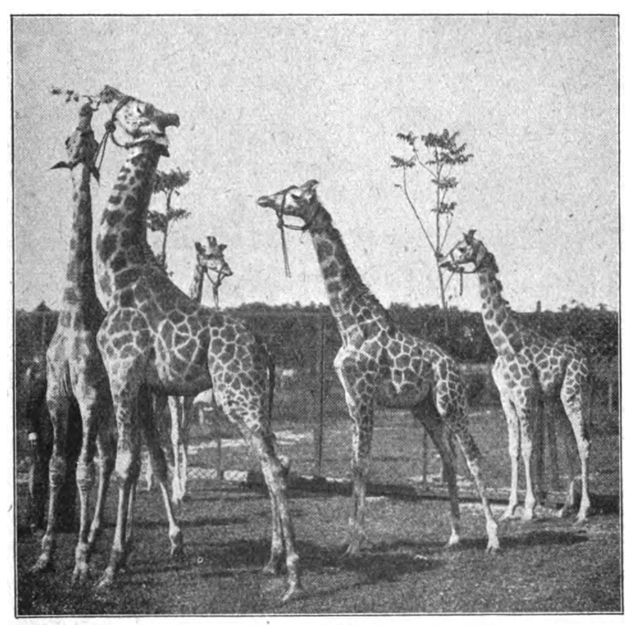
auf naturwissenschaftlichen Gebieten allgemeiner wurde. Vom Jahre 1852 ab entwickelte sich bei Hagenbeck der Tierhandel in zielbewußter Richtung. Nun brachten zumeist Kapitäne und Matrosen, die dazu ermuntert wurden, wiederholt Tiere aus fernen Ländern nach



Carl Hagenbeck in seinem Tiergarten.

Hamburg. Hagenbeck erwarb 1863 ein Grundstück in Sankt Pauli, wo das Tiergeschäft seine erste eigene Heimstätte fand. Große Auslandsendungen und ganze Menagerien wurden angekauft und an die zoologischen Gärten, die sich in jener regsamen Zeit zu bilden begannen, weitergegeben. 1866 übernahm der Sohn des Gründers dessen Geschäft und seitdem erfolgte der Auf=

stieg der Unternehmung zu einer Weltgeltung erlangenden Firma. Es lag in der Natur der Dinge, daß neben dem Handel auch die Dressur der Tiere für Zirkusvorstellungen gepflegt wurde. Man zeigte die neue Art der „zahmen" Dressur in gemischten Gruppen auf verschiedenen großen

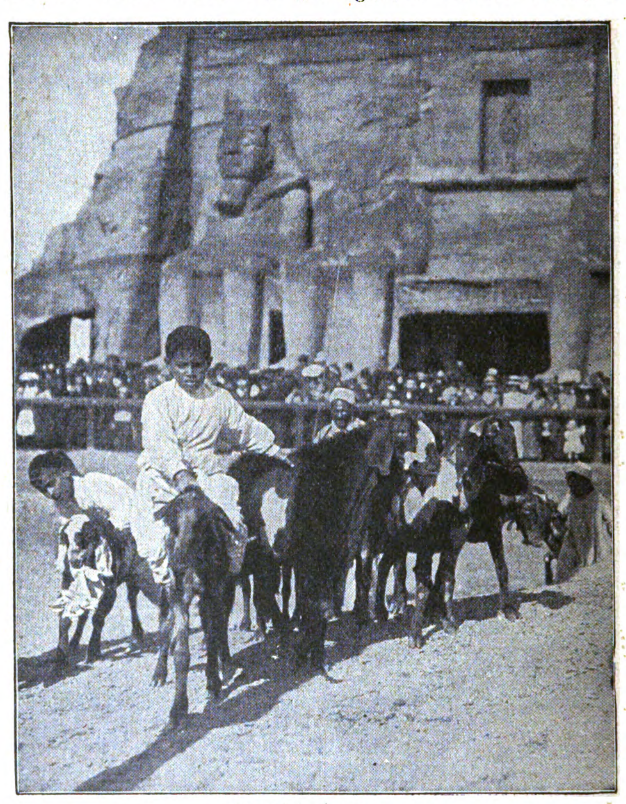


Sudangiraffen.

Weltausstellungen; ein großer Teil Amerikas wurde mit einem Tierzirkus bereist, und noch im Anfang des Jahres 1914 bewunderte man in London die Leistungen des Hagenbeckschen Zirkus.

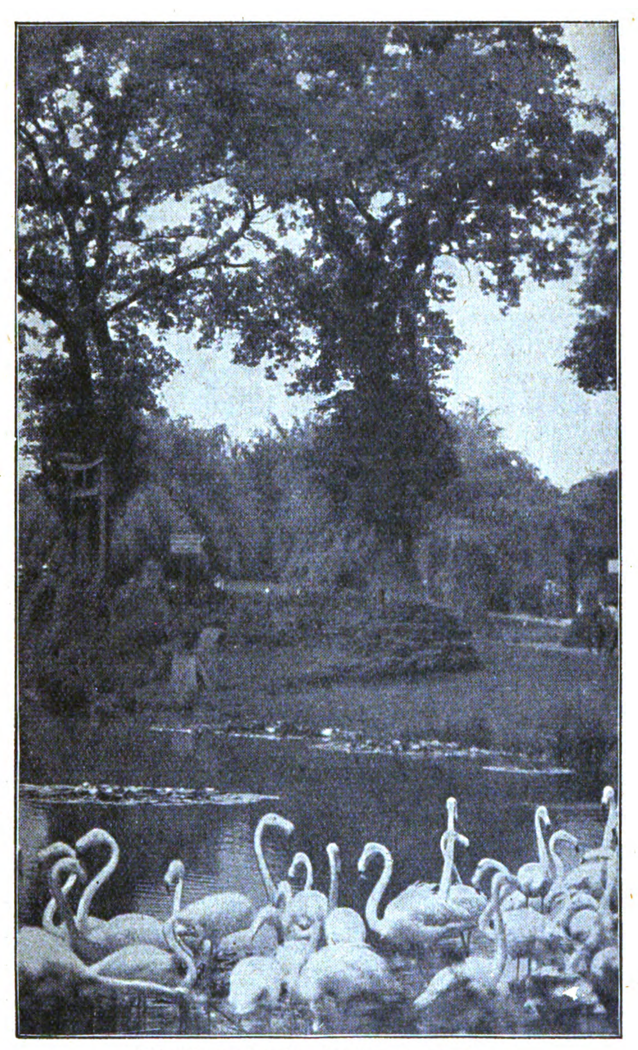
Zum bedeutenden Anwachsen des Geschäftes trug die Einführung, sowie der Export von Haus- und Nutztieren aller Art bei. Dazu brauchte man ein großes

Terrain, das im Jahre 1897 in Stellingen erworben wurde. Dort sollte ein zoologischer Garten errichtet



Nubische Ziegen.

werden, wie er in seiner Eigenart bis dahin in der Welt noch nirgends vorhanden war. Carl Hagenbeck ging von dem Gedanken aus, den Tieren Aufenthaltsorte zu schaffen, die möglichst ihrer Natur entsprechen, so daß sich



Flamingoteich im Stellinger Park.

auf diese Weise die Akklimatisation der aus den verschiedensten Gegenden der Welt stammenden Geschöpfe leichter vollziehen könne. Wie alles Neuartige meist auf Widerspruch stößt, wurde auch diese Idee, einen Tierpark in dieser Weise anzulegen, vielfach angefeindet, ja als unmöglich und undurchführbar hingestellt. Die Erfahrungen bewiesen die Richtigkeit der Hagenbeckschen Gedanken; seine zuerst mit Befremden aufgenommenen Anschauungen über Tierhaltung setzten sich durch und fanden später bei Neuanlagen ähnlicher Gründungen weitgehende Nachahmung.

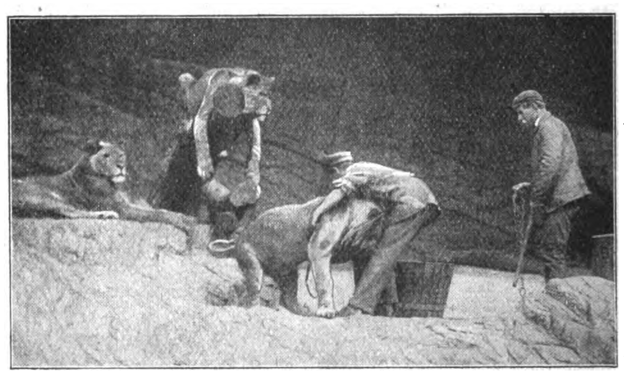
In Stellingen entstand seit 1902 in einer baum- und strauchlosen Ödnis von über 17 Hektar Fläche eine bewunderungswürdige Anlage, deren erster Teil im Mai 1907 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Zum Aufbau der imposanten Gebirgsanlagen zog Hagenbeck den Schweizer Bildhauer Urs Eggenschwyler heran. Bei allen Anlagen wurden die Ergebnisse der geologischen Forschung berücksichtigt, so daß nirgends bloße Phantasielandschaften entstanden. Zum Aufbau des Südpolarpanoramas, das von Heinrich Umlauff entworfen wurde, benützte man Motive des reichen photographischen Materials, das eine Expedition der Firma Hagenbeck aus Südgeorgien mit heimbrachte. Bei der Anlage der japanischen Insel wurden zur Bepflanzung dort heimische Gewächse verwendet und die Teichpartien mit japanischen Goldfischen und Goldkarpfen besetzt. Zum Bau des beliebten Affenfelsens dienten abessinische Landschaftsphotographien als Vorlage. Eine besondere Sehenswürdigkeit Stellingens bilden die jeweils lebensgroßen Rekonstruktionen der Urwelttiere, die nach dem Stande der wissenschaftlichen Forschung von dem Bildhauer Joseph Pallenberg



Die rekonstruierten Riesentiere der Vorzeit.

ausgeführt wurden. Die phantastisch anmutenden Gestalten geben ein anschauliches Bild aus der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt unserer Erde aus der Trias-, Jura- und Kreidezeit. Aber auch die Amphibien der Karbon- und Permperioden, die der Trias vorhergingen, sind in der Urweltlandschaft in Nachbildungen zu finden.

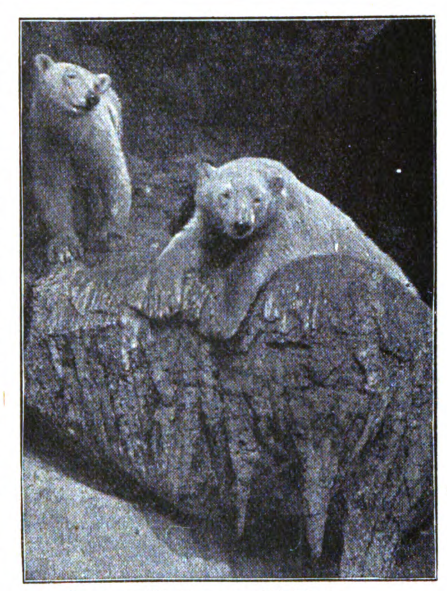
Einen wundervollen Anblick gewährte das sogenannte „Tierparadies". In der Raubtierschlucht, einer großen,



Löwenwäsche.

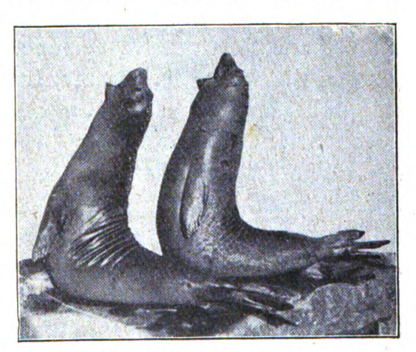
grottenartigen Felsanlage, waren die Raubtiere nicht durch Gitter, sondern durch einen acht Meter breiten und fünf Meter tiefen Graben von den Beschauern getrennt. Die in vier Abteilungen gegliederte Schauanlage des „Tierparadieses" täuscht eine große, gebirgige Landschaft vor, in der sich zahlreiche wilde Tiere, scheinbar in größter Eintracht, frei bewegen. Mehrere vertieft angelegte Wege gestatten dem Publikum, die einzelnen Gruppen genau zu beobachten. Überblickt man jedoch vom Konzertplatz die ganze Anlage, so gewahrt man die künstlich geschaffenen Absperrungen nicht mehr, und der Eindruck paradiesischen Zusammenlebens wird vorge-

täuscht. So ist auch die Anlage des „Eismeerpanoramas" beschaffen; auch dort sind, durch Gräben und Absperrungen voneinander getrennt, die verschiedensten Polartiere: Eisbären, Renntiere, Walrosse, Seelöwen, Seehunde und Polarvögel in einer gemeinsamen Felslandschaft untergebracht.



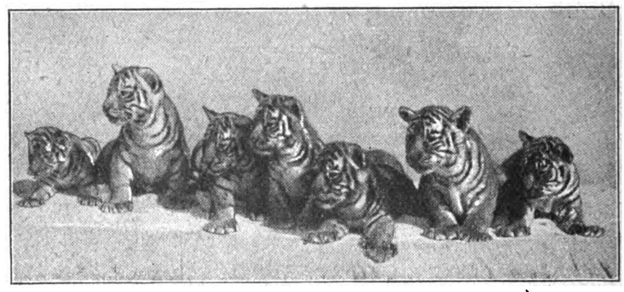
In der Grotte der Eisbären.

Mit der Eigenart des Hagenbeckschen Unternehmens hing es zusammen, daß den Besuchern bei dem aus Geschäftsgründen unausgesetzt wechselnden Tierbestand fortwährend Neues geboten wurde. Gelehrte und Künstler fanden dort Anregung; viele Tiere wurden von der Firma eingeführt,



Die See-Elefanten.

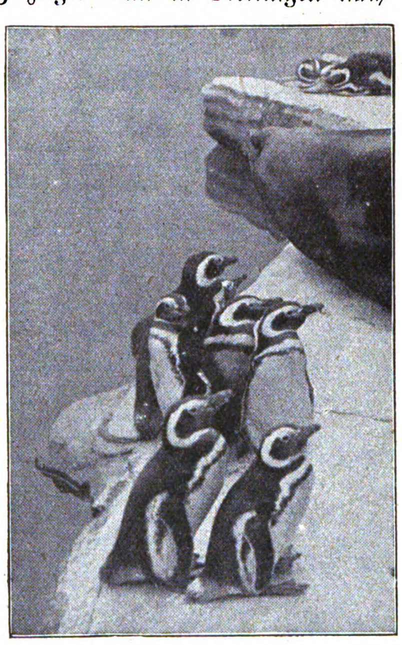
die den Zoologen bis dahin unbekannt waren und erst beschrieben werden mußten. So diente dies Unternehmen nicht nur der Schaulust, sondern mehr noch der Wissenschaft. Mit Recht hat man den Stellinger Tierpark ein „lebendes" Museum der Tierwelt genannt. Der Naturerkenntnis, diesem wichtigsten Bildungsmittel, ist dort manches Wertvolle hinzugefügt worden. Aus der Gegend von Kobdo an der chinesischen Grenze wurde durch kostspielige Expeditionen der Tarpan eingeführt,



Junge, im Park geborene Tiger.

wahrscheinlich eine der wilden Stammformen unseres Hauspferdes. Grönländische Moschusochsen, die auch im polaren Nordamerika vorkommen, eigenartige Geschöpfe, halb Schaf, halb Rind, konnten lebend in Stellingen beobachtet werden. Einige Jahre vorher galten ausgestopfte Exemplare dieser Gattung in Museen noch als kostbare Seltenheiten. See-Elefanten konnten zum ersten Male in Europa lebend gezeigt werden, und als große Überraschung wurden auch die Zwergflußpferde aus Liberia betrachtet. Pinguine, die vorher noch in keinem Tiergarten gehalten wurden, brüteten in Stellingen erfolgreich. Leider kann hier nicht weiter dargestellt werden, welch bedeutende Förderung die Wissen-

schaft den Hagenbeckschen Unternehmungen durch verschiedene Expeditionsergebnisse verdankt. Eine stattliche Reihe fremder Völker lernte man durch die Hagenbeckschen Unternehmungen der „Völkerschau" kennen. Von 1907 bis 1913 zeigte man in Stellingen nacheinander: Somali, Singhalesen, Lappländer, Siouxindianer, Eskimos, Hottentotten, Birmanen, Samojeden, Kalmücken, Nubier, Beduinen und Massai.



Königspinguine.

Wichtige und überraschende Einblicke in die Anpassungsfähigkeit von Tieren aus tropischen Ländern gewährte das Halten dieser Geschöpfe im Freien. Zahlreiche wilde Tiere, wie Strauße, Antilopen, exotische Hirsche, Rinder, Zebras, Känguruhs, große Raubtiere und andere große Säugetiere und Vögel wurden gänzlich an unser Klima gewöhnt und liefen auch bei Kälte und Schnee im Freien umher. Es standen ihnen nur einfache Bauten ohne Heizvorrichtung zur Verfügung, deren Türen Sommer und Winter geöffnet waren. Den Tieren blieb es über-

lassen, sich in ihrem Licht=, Luft= und Bewegungsbedürf=nis völlig nach eigenem Ermessen zu verhalten. Die



Straußenfarm im Winter.

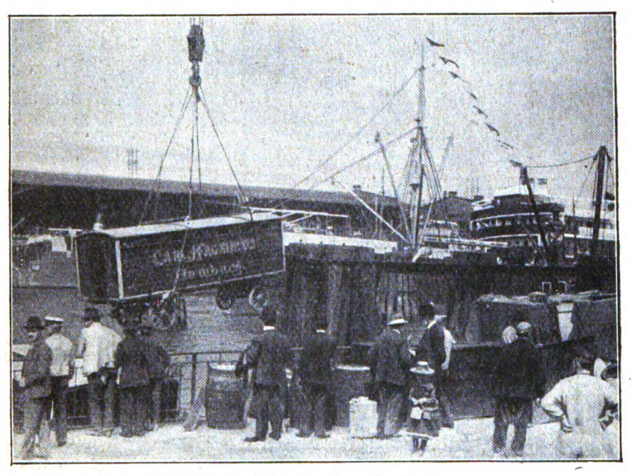
Anpassungsfähigkeit an veränderte klimatische Bedin=gungen zahlreicher fremder Geschöpfe gelang denn



Ausschlüpfende Strauße.

auch so vorzüglich, daß die Möglichkeit erwiesen war, fremdes Wild auch in deutschen Jagdgebieten halten

zu können. Was theoretisch unmöglich erschien, das bestätigte die Erfahrung. Die Tierwelt der Tropen ist nicht so empfindlich gegen die Kälte unseres Winters; wenn die Tiere nur die nötige Bewegungsfreiheit besitzen, vermögen sie sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Ein eigenartiges Bild war es allerdings, die Löwen im frischgefallenen Schnee mit Behagen umhertollen zu sehen, als ob ihre Heimat im kalten Norden statt in



Tierverladung im Hafen.

der sonnendurchglühten Steppe sei. Im Winter wurde der Pelz dieser Tiere dichter, und dies half ihnen über die Unbilden des nordischen Winters hinweg. Vor wenigen Jahren wäre man verlacht worden, wenn man behauptet hätte, in unserem Klima könne man afrikanische Strauße züchten. Im milden Nizza konnte man wohl eine Straußenfarm anlegen. In Stellingen hatten seit 1903 fortgesetzte Versuche bewiesen, daß der Strauß gegen

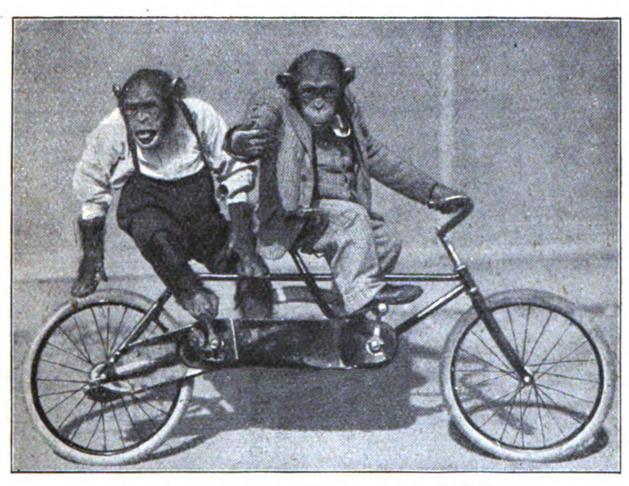
Kälte ziemlich unempfindlich ist, daß er sich während des Winters im ungeheizten Raum halten läßt und sich gern freiwillig in der Luft aufhält. Zum ersten Male überwinterten nun 1906 und 1907 im Laufvögelgehege Stellingens afrikanische Strauße ohne geheizten Stall. Nach diesem Ergebnis wurde eine eigene Straußenfarm bei Hagenbeck angelegt, und der Erfolg bestätigte die gehegten Erwartungen in vollem Maße.

Die Ein- und Ausfuhr von Haustieren aller Art nahm seit 1905 immer größere Ausdehnung an. Hagenbeck lieferte nicht nur den Landwirten der Kolonien, Japans, Chinas, Chiles, Brasiliens und Argentiniens bewährtes deutsches Zuchtmaterial: Pferde, Rinder, Schweine, Woll- und Milchschafe, Ziegen und Geflügel zur Blutauffrischung und Reinzucht, sie vermittelte auch den Austausch ausländischer Rassen: Zebus, Büffel, Karakulschafe, Maultiere, Esel und Ponys, die sogar meist nur zum Zweck des Exports eingeführt wurden.

Da kam der Krieg, und mit seinen Folgen ein steigend harter, unerbittlicher Kampf um das Bestehen dieser ebenso eigenartigen wie volkswirtschaftlich bedeutenden Anlage. Im September 1920 schilderte Ludwig Zukowsky, der wissenschaftliche Assistent in Hagenbecks Tierpark, die traurige Lage des Unternehmens, das in seiner besten Zeit Tausende von Händen in Bewegung setzte. Aus Mangel an geeigneter Nahrung siechten die Tiere elend dahin; ein trauriges Massensterben begann, und damit die schwerste Schädigung der in der Welt einzigartigen Firma. Über 2241 Tiere starben im Laufe der Zeit. Das Rückgrat des Betriebes bilden nun die dressierten Tiergruppen, die als Zirkusunternehmungen das neutrale Ausland bereisen; der Handel mit Haustieren half weiter, um die Mittel zur Erhaltung der noch am Leben



Schimpanse und Orang-Utans bei der Mahlzeit.



Dressierte Schimpansen aus Westafrika.



Schimpanse aus Westafrika.



Beim Kartenspiel.

gebliebenen Tiere zu beschaffen. Mit unseren Kolonien verlor die Firma eine eigens zum Tierfang eingerichtete Farm mit wertvollen Tierbeständen. Das Fehlen einer Handelsflotte macht die Anknüpfungen fast unmöglich, die das große Unternehmen im Ausland wieder heben könnten, und die Valutaverhältnisse, sowie die Teuerung aller Transporte lassen zurzeit für einen Aufstieg wenig hoffen. Geschenke aus dem Ausland konnte man in Stellingen leider nicht annehmen, da die Transportkosten zu hoch sind. Anfang 1920 bezog die Firma aus Schweden einen 290 Kilo schweren Eisbären für 9729 Mark und

einen 216 Kilo schweren jungen Braunbären für 3243 Mark. Die Frachtkosten für beide Tiere betrugen allein 6486 Mark, so daß sich der Preis auf 19458 Mark stellte. In Stellingen verkaufte man vor dem Kriege einen jungen Braunbären für 150 bis 200 und einen jungen Eisbären für 600 bis 1000 Mark! Angesichts dieser traurigen Lage, die übrigens alle unsere zoologischen Gärten betroffen hat, mußte man Ende 1920 in Stellingen den schweren Entschluß fassen, den Tierpark planmäßig abzubauen, in der Hoffnung, ihn nach Jahren vielleicht wieder zur einstigen Höhe zu bringen. Inzwischen sind mit vielen Staaten die Beziehungen wieder aufgenommen worden; die meisten Zuschriften von Leitern der Tiergärten anderer Länder sind wohlwollend; man will dazu helfen, die traurigen Zeiten vergessen zu lassen. Die Nachfrage nach Tieren in Stellingen ist selbst aus dem Auslande groß, denn der gute Ruf der Firma besteht noch immer. Ob es gelingt, diese weltberühmte Anlage, die nicht nur als allgemeiner wertvoller Bildungsbesitz und für die Wissenschaft, sondern auch volkswirtschaftlich von größter Bedeutung ist, zu erhalten, ist eine Zukunftsfrage. Die in Stellingen von der Firma Hagenbeck geschaffenen Werte sind nicht nur geistig so bedeutend, daß wir sie nicht verlieren dürfen; auch aus weltwirtschaftlichen Gründen ist es ernstlich zu fordern, daß das Werk in Stellingen uns nicht verloren geht.

Verdauung und Verdaulichkeit

Von Dr. med. Frhr. v. Sohlern

In Gesprächen über Ernährung und Diät hört man von Laien häufig die Worte schwer und leicht-verdaulich, und zwar in einem Tone, als wenn das die einfachste Sache der Welt wäre. „Das weiß doch jeder, daß die und die Speise ‚schwer' ist!" Nun, so ganz ohne Schwierigkeiten ist das nicht; wie in vielen anderen Fällen handelt es sich hier um unmögliche Verallgemeinerungen. Wonach soll man überhaupt die Verdaulichkeit eines Nahrungsmittels beurteilen? Nach dem Behagen oder Unbehagen, das es etwa verursacht? Das geht wohl nicht an, denn beim Gesunden lösen für gewöhnlich weder sogenannte schwere noch leichte Speisen Beschwerden aus, es sei denn, daß er sie im Übermaße genossen hat. Ein Kranker aber kann auch nach ganz sicher „leicht verdaulicher" Kost Beschwerden bekommen. Soll man nach der Zusammensetzung der einzelnen Nahrungsmittel oder der gesamten Kost urteilen? Auch das geht nicht. Der Gesunde verträgt so ziemlich alles, wenn er nicht gerade allzu abenteuerliche Zusammenstellungen versucht, und der gesunde Körper wenigstens besitzt alle Einrichtungen, um mit sämtlichen überhaupt verdaulichen Stoffen sehr wohl fertig zu werden. Außerdem ist es bei dem Vielerlei, das in einer gemischten Kost enthalten ist, schwierig, herauszufinden, was zu Verdauungsstörungen Anlaß gab. Beim Kranken aber müßte je nach dem Zustande seiner Verdauungsorgane von Fall zu Fall entschieden werden. Man hat ferner versucht, die verschiedenen Nahrungsmittel bezüglich ihrer Ver-

daulichkeit nach ihrer Aufenthaltsdauer im Magen einzuteilen. Die Zeit, in welcher die einzelnen Nahrungsmittel den Magen verlassen, ist nämlich sehr verschieden. Aber auch dieses Schema ist irreführend, weil im Magen nur ein verschwindend kleiner Teil der eigentlichen Verdauung erledigt wird und er fast mehr als Sammelbehälter denn als Verdauungsorgan aufzufassen ist. Weiterhin könnte man etwa die Wirkung auf den Stuhl als maßgebend zugrunde legen, — häufig wird ja das Wort Verdauung im Sinne der Stuhlentleerung gebraucht. Was aber von der Nahrung mit dem Kot abgeht und auf die Stuhlentleerung wirkt, sind in der Hauptsache gerade unverdaute und unverdauliche Reste. Aus diesen paar Beispielen ergibt sich schon, daß die Sachlage gar nicht einfach ist. Bei all diesen Fragen ist mit Schlagworten und Gemeinplätzen nichts anzufangen.

Zur Beurteilung der Verdaulichkeit der Nahrung gehört zunächst die Kenntnis der Organe, die der Verdauung dienen und ihrer Funktionen sowie des normalen Ablaufs des Verdauungsprozesses, dann aber auch die Kenntnis dessen, wie diese Organe und ihre Funktionen durch Krankheit verändert oder gestört werden. Es kommen dabei je nach der Art der Erkrankung sowohl mechanische als chemische und nervöse Einflüsse in Betracht, und die Sachlage wird, je mehr man in dieselbe eindringt, nur immer verwickelter.

Wie verhalten sich nun bei normalem Verdauungsvorgang die an ihm beteiligten Organe?

Die genußfertig zubereiteten Speisen werden zunächst in die Mundhöhle eingebracht, und zwar die festen Speisen nach mehr oder weniger gründlicher, künstlicher Zerkleinerung. Die Zermalmung wird im Munde durch Kauen fortgesetzt. Gleichzeitig werden die

Speisen mit Speichel vermischt, der die in der Nahrung enthaltene Stärke spaltet und verdaut. Vom Munde gelangt der Speisebrei mittels des Schluckaktes durch die Speiseröhre unmittelbar in den Magen, wo der Speisebrei für längere Zeit verweilt. Dabei schichtet sich der Mageninhalt in der Weise an, daß stets die zuletzt hinabgelangten Bissen in die Mitte zu liegen kommen und von den älteren Schichten wie der Kern von der Schale umgeben werden. Dadurch wird eine nach und nach von außen nach innen fortschreitende Durchtränkung des Speisebreis mit den von der Magenschleimhaut ausgeschiedenen Säften ermöglicht. Diese bestehen im wesentlichen aus Salzsäure und Pepsin und haben den Zweck, die Spaltung und Verdauung der in der Nahrung enthaltenen Eiweißstoffe vorzubereiten.

Die Aufenthaltsdauer der einzelnen Speisen im Magen ist sehr verschieden, doch soll ein gesunder Magen sieben bis acht Stunden nach einer größeren Mahlzeit völlig entleert sein. Flüssigkeiten dagegen verlassen den Magen rasch. Im besonders muskulösen Endteil des Magens, nach dem Ausgang desselben zu, findet noch einmal eine ausgiebige Durchknetung, vielleicht sogar eine mechanische Zerkleinerung etwa noch übriger, gröberer Brocken statt. Eine Aufsaugung von verdauten Nährstoffen geschieht im Magen höchstens in ganz verschwindendem Maße, er ist also kein Resorptionsorgan, sondern mehr eine chemische Retorte, nur ein Glied in der langen Kette von Vorgängen, die sich bei der Verdauung abspielen. — Aus dem Magen wird die von ihm chemisch und mechanisch vorbereitete und angedaute Nahrung als gleichmäßig durchgearbeiteter, dünnflüssiger Brei an den Zwölffingerdarm weitergegeben, und zwar nicht in ständigem Fluß, sondern portionsweise,

ein Vorgang, der durch den sogenannten „Pförtner des Magens" reguliert wird. In den Zwölffingerdarm ergießen sich nunmehr die aus der Leber stammende Galle und der Verdauungssaft der hinter dem Magen gelegenen Bauchspeicheldrüse. Diese mischen sich mit dem aus dem Magen kommenden Speisebrei und ergänzen die Arbeit der Magensäfte, indem sie das leisten, wozu jene nicht imstande sind, nämlich die weitere Verdauung der Eiweißstoffe und Kohlehydrate und die Aufschließung der Fette. Endlich gesellt sich weiterhin im Dünndarm noch der Darmsaft hinzu und vollendet das Begonnene. Aus dem Darm, namentlich dem Dünndarm, erfolgt dann erst die Aufsaugung der verdauten Nährstoffe und der Transport derselben in den Körper auf dem Blut- und Lymphwege. Die Passage des hier noch dünnflüssig-breiigen Inhalts durch den Dünndarm nimmt etwa zwei bis fünf Stunden in Anspruch. Im Darm wird dessen Inhalt durch besondere Bewegungsvorgänge, die den einzelnen Darmabschnitten eigentümlich sind, fortbewegt. Mit dem Übertritt in den Dickdarm, der sich vom Blinddarm bis zum Mastdarm erstreckt, dickt sich dann der Darminhalt zu der als Kot bezeichneten, aus unverdaulichen und unausgenutzten Nahrungsresten, Darmausscheidungen, Zerfallsprodukten, Wasser und Bakterien bestehenden Masse ein und wird schließlich in mehreren großen, stundenlang auseinanderliegenden Schüben bis in den Mastdarm befördert. Im Dickdarm, besonders in dessen Anfangsteil, findet noch eine „Nachverdauung" statt, wobei namentlich auch bakterielle Zersetzungen eine Rolle spielen. Die Aufsaugung im Dickdarm ist nur noch gering und bezieht sich hauptsächlich auf Wasser. Die Ansammlung des Kots im Mastdarm setzt dann schließlich den Reiz zur

Stuhlentleerung, und damit ist der Verdauungsakt beendet. Die Dauer der Passage vom Mund bis zum After beträgt im Durchschnitt etwa 12 bis 18 bis 24 Stunden. Unser Verdauungsapparat ist also ein komplizierter, aber auch sehr vollkommener Organismus, der die Fähigkeit besitzt, mit allen gebräuchlichen Nahrungsmitteln fertig zu werden, sie zu verdauen und aufzusaugen, wenn sie ihm nur in einigermaßen vernünftiger Form dargereicht werden. Unverdaulich bleiben nur die Fasern und Hüllen pflanzlicher Nahrung, Sehnen, Knorpel, Knochen und dergleichen. Dieser entledigt sich der Körper mit dem Stuhl. — Tierische Nahrungsmittel werden im allgemeinen besser ausgenützt als pflanzliche.

Wesentlich anders können nun die Vorgänge beim Kranken liegen. Hier können die verschiedensten Störungen eintreten, die sich aber wesentlich in drei Richtungen bewegen. Entweder es handelt sich um ein Nachlassen oder Versiegen des einen oder anderen wichtigen Verdauungssaftes, oder um eine Erschwerung oder Behinderung im Transport des Inhalts innerhalb des Verdauungsschlauchs, oder endlich um Störungen im Gesamtorganismus, infolge deren dieser die Fähigkeit verliert, bestimmte Gruppen von Nährstoffen richtig zu verwerten. Beim Kranken kann also allerdings die Frage auftreten, ob ein Nahrungsmittel schwer, leicht oder überhaupt nicht verdaulich ist. Sie kann aber niemals in Bausch und Bogen, sondern muß jeweils nach der besonderen Lage des Einzelfalles beantwortet werden und hängt von der Art der Erkrankung ab. Meist wird auch beim Versiegen des einen oder anderen Verdauungssafts oder beim Versagen der einen oder anderen Funktion noch die Möglichkeit vorhanden sein, die eingeführte Nahrung zu verdauen. Für jeden Bestandteil

der Kost stehen je mehrere Verdauungssäfte zur Verfügung, die einander ersetzen und sich gegenseitig ergänzen können, und auch dem sonstigen Mechanismus der Verdauung können wir mit allerlei Mitteln nachhelfen. Die Ausnützung dieser zahlreichen Möglichkeiten ist das Gebiet, auf dem die Diätetik mit ihren fast unerschöpflichen Variationsgelegenheiten Triumphe feiert. Die Grundlage allen Handelns ist die nur dem Arzt mögliche Feststellung jeweils vorliegender Störungen.

Selbstverständlich gilt es, wenn die Verdauungsorgane in ihren Funktionen gehemmt sind, sie zu schonen und ihnen ihre Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern. Man wird ihnen also die notwendige Kost in entsprechender Auswahl und in möglichst aufgeschlossener Form, gut durchgekocht und eventuell künstlich zerkleinert (flüssig oder breiig) darreichen, man wird alles vermeiden, was an die Organe besondere Anforderungen stellt und eventuell ihrer Tätigkeit durch Zuführung von passenden Medikamenten und Anwendung unterstützender Maßnahmen (Wärme, Lagerung und so weiter) nachhelfen. Es können Fälle auftreten, wo vorübergehend die Resorption des einen oder anderen Nahrungsbestandteiles unmöglich ist, beispielsweise bei Behinderung des Gallenabflusses (Gelbsucht) die Verdauung der Fette. Dann muß man diese ganz streichen, bis die Störung behoben ist. In anderen Fällen, wo der gesamte Stoffwechsel gestört ist, wie bei Zuckerkrankheit oder der Gicht, müssen bestimmte Nahrungsmittel dauernd beschränkt oder vermieden werden. Anderseits darf man aber auch gegebenenfalls in der Schonung nicht zu weit gehen, da sich sonst wieder andere Störungen, wie beispielsweise Stuhlverstopfung, oder eine Schwächung des Gesamtorganismus einstellen könnten. Passagehindernisse im

Verdauungsschlauch wird man dadurch zu überwinden suchen, daß man alles aus der Kost ausmerzt, was die engen Stellen etwa verstopfen könnte, und dadurch, daß man die Nahrung künstlich möglichst weitgehend und gleichmäßig zerkleinert. Umgekehrt gibt es Fälle, als Beispiel die chronische Stuhlverstopfung, wo eine grobe, schlackenreiche Kost, die durch massige Stuhlbildung zur Darmbewegung reizt, am Platze ist.

Aus alledem geht hervor, daß die Verdaulichkeit der Nahrung und die Zweckmäßigkeit bestimmter Nahrungsmittel im Einzelfall von zahlreichen Faktoren abhängen, die teils im Zustand des Körpers, teils in den Eigenschaften der Kost selbst beruhen. Jedenfalls kann in dem allgemeinen Sinne, in dem es meist geschieht, nicht von leicht- oder schwerverdaulichen Speisen geredet werden. Für gewöhnlich kann also nur der Arzt, der die Gesamtlage zu überblicken vermag, eine richtige, für den Einzelfall gut verträgliche Kost festsetzen. Allgemein aber wäre es wünschenswert, wenn für die irreführenden und unzweckmäßigen Wörter schwer- und leichtverdaulich lieber klarere und treffendere Ausdrücke in Gebrauch kämen, wie etwa: bekömmlich und unbekömmlich, zweckmäßig und unzweckmäßig, zuträglich oder unzuträglich.

Fahrten im Faltboot

Von Michael Trumpp / Mit 6 Bildern

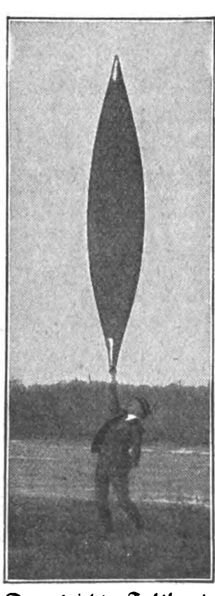
Eine ganze Reihe von Umständen wirken zusammen, den Sport in ungewöhnlichstem Maße zu fördern. Wer sich der Jugend aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erinnert, und darunter besonders ihres Lebens in den größeren Städten, dem wird der Unterschied handgreiflich sein. Viele Tausende verbrachten ihre Sonn- und Feiertage entweder ganz in der Stadt oder rafften sich höchstens zu sogenannten „Ausflügen" in die allernächste Umgebung auf, wo man sich in einem der Biergärten meist zweifelhaften Genüssen hingab. Zu größeren Wanderungen entschloß man sich damals nur selten, wenn man nicht einem Turnverein angehörte. So kam es, daß die schöne Umgebung mancher Städte ihren Insassen völlig unbekannt blieb. Ja, man entschloß sich leichter zu größeren Reisen in fernere Landesteile, als die heimische Gegend auf zehn Meilen in der Runde aufzusuchen.

In jener Zeit konnte es geschehen, daß man in den höchst bedenklichen Ruf eines Strolches und Landstreichers kam, wenn man eine längere Fußreise unternahm. Die Anschauungen haben sich inzwischen bedeutend geändert, es ist leider fast Mode geworden, zu wandern. Aber auch da machte sich längst eine Wandlung bemerkbar; die im ersten Überschwang zigeunerhaften Vagierens unvermeidlichen Auswüchse verloren sich, und die Wanderlust lenkte in Bahnen ein, die man bald als normal bezeichnen durfte.

Wir haben keine militärische Dienstzeit mehr und

müssen darauf bedacht sein, unsere Jugend durch sportliche Übungen aller Art zu stählen, denn mehr als je bedürfen wir gesunder, körperlich leistungs- und widerstandsfähiger Menschen.

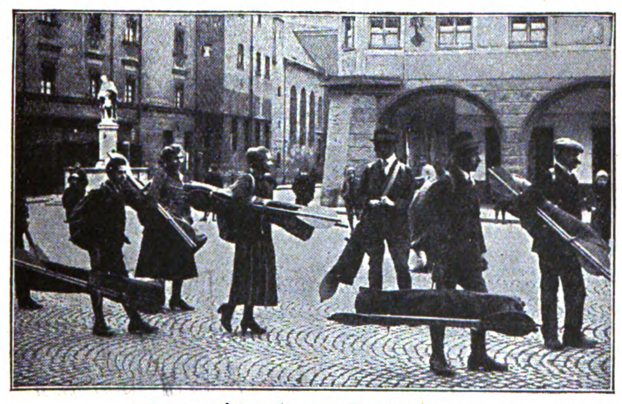
Vielen von uns ist das Reisen verwehrt; die Fahrtkosten sind zu hoch geworden, und ins Ausland kann sich nur der begeben, dem die Zeiten den Papiergeldsack zentnerweise gefüllt haben. Autofahrten sind gleichfalls nur denen möglich, die es verstanden haben, die Konjunkturen zu nützen. Von allen Seiten bemüht sich die Industrie, zu einigermaßen erschwinglichen Preisen erwerbbare Kleinautos zu bauen oder Motoren herzustellen, die an gewöhnliche Straßen- oder Tourenräder angegliedert werden können. Der fast in Vergessenheit geratene Fahrradsport blüht wieder auf und findet neue Anhänger. Die teuren Verkehrsverhältnisse zwingen manchen dazu, sich halb wider Willen ein Fahrrad anzuschaffen. Besitzt man einmal ein Rad, dann dauert es meist auch nicht lange, bis der Wunsch erwacht, nicht nur die gewöhnlichen Tagesstrecken damit zu erledigen. Man wagt sich weiter hinaus und freut sich der schönen Natur, erholt sich in Luft und Sonne vom grauen Alltag der Städte und ihrem Staub. Und wir hätten es alle so nötig, reine Luft zu atmen und die schönen Tage des Jahres in der freien Natur zu genießen.



Das leichte Faltboot.



Im Einsitzerfaltboot.



Ausmarsch mit den Faltbooten.

Wer in der Nähe eines Sees oder eines schiffbaren Wasserlaufes aufgewachsen ist oder gelebt hat, der weiß

die Freuden des Wassersports zu schätzen. Im Ruderkahn oder Segelboot verbrachte Stunden und Tage sind unvergeßlich. „Ja", wird man sagen, „wer kann sich denn heute ein Boot kaufen oder auch nur auf längere Zeit mieten?" — Gewiß, auch dazu gehören heute nicht geringe Mittel. Und nur, wer in der Nähe des Wassers wohnt, kann daran denken, diesen kostspieligen Sport zu erwählen. Man muß einen Ankerplatz mieten, bei jedem Unwetter oder schwerem Sturm bangen, ob das Fahrzeug durch ihn beschädigt wird, und auch die Sorge kommt noch dazu, daß es unrechtmäßig benützt, absichtlich oder fahrlässigerweise verdorben oder gar gestohlen werden kann. Im Winter darf das Boot auch nicht im Freien auf dem Wasser bleiben; es muß gut und sicher aufbewahrt werden. Das alles kostet Zeit und Geld. Gehört man einem Verein an, so verringern sich wohl Sorgen und Ausgaben; aber auch in diesem Fall mischt sich in die Freude manche Bitterkeit. Und entsagungsvoll gibt man den Gedanken auf, Wassersport zu treiben.



Im Faltboot über ein zwei Meter hohes Wehr.

Und doch gibt es ein Fahrzeug, das jedermann empfohlen werden kann: das Faltboot. Der Name besagt, daß dieses Wasserfahrzeug zusammengefaltet werden

kann. Damit fällt alles hinweg, was diesen Sport erschwert. Man braucht dafür weder einen Ankerplatz noch einen Schuppen im Winter; das Faltboot findet in jedem Schrank, in jedem Zimmer oder auf dem Speicher einen bescheidenen Platz. Das gesamte Boot mit Ruder wiegt kaum sechzehn Kilo. Hülle und Sitz trägt man in einem Rucksack von gewöhnlichem Umfang; die Länge der Stabtasche mit dem Bootgerüst und dem zerlegbaren Paddel (Ruder) beträgt 1,25 Meter. Auf der Trambahn, im Eisenbahnabteil oder auf dem Dampfer kann es kostenlos mitgeführt werden.



Im Einsitzer-Faltboot unter Segel.

Nach fünfzehnjähriger Erfahrung ist das Faltboot, das unsere Abbildungen zeigen, so weit verbessert worden, daß man es durchkonstruiert nennen darf. Die Hülle ist aus starkem, wasserdichtem Segeltuch hergestellt, das eine Zwischenschicht von Gummi besitzt, und das Gerippe aus widerstandsfähigen, aber elastischen Stäben aus Hartholz; die Form ist die des Grönländerbootes (Kajak). Gleich diesem ist es bis auf die Sitzluke eingedeckt und deshalb sicherer als ein offenes Boot. Das Faltboot dieser Konstruktion ist nicht zu verwechseln mit den schmalen Holz-



Kester & Co.

Faltboot-Regatta Tölz—München: Aufbauwettbewerb für Zweisitzer.

grönländern, den sogenannten „Seelenverkäufern", die im Gebrauch besondere Übung erfordern. Das Faltboot läßt sich ebenso leicht zerlegen wie aufstellen; in jeweils zehn bis zwölf Minuten ist es verpackt oder fahrtbereit. Auch mit Segeln kann es ausgestattet werden. Mit und ohne Segel ist es in jedem Wasser zu gebrauchen. Da es immer noch Faltboote gibt, die durchaus nicht allen Ansprüchen genügen, ist die Redaktion gerne zu Auskünften bereit.

Für den Naturfreund ist es gewiß in hohem Grade reizvoll, im Faltboot kleinere oder größere Teile unserer Heimat kennen zu lernen. Zur körperlichen Ausbildung ist das Rudern im hohen Grade geeignet, da der gesamte Organismus dabei in Anspruch genommen wird. Gelangt man bei Wasserfahrten in die Nähe von Hindernissen, dann kann man landen und mit dem leichten Boot ein Wehr oder eine Schleuse umgehen. Der Faltbootsport gehört gewiß zu den Neuerungen, denen man getrost eine Entwicklung voraussagen darf, und seine Anhänger werden manche Schönheit in unserem Lande entdecken und es darum lieben lernen.

Unser erstes Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser, die auf der zweiten Anzeigenseite vor dem Text dieses Bandes befindlichen Mitteilungen über die Bestimmungen für die Einsendung der Lösung unserer Preisrätsel und die Zuteilung der Preise sowie die Ankündigung im 1. Band dieses Jahrganges beachten zu wollen

Mannigfaltiges

Verkehrte Sprichwortweisheit

Wenn auch die Sprichwörter nicht mehr so allgemein im Gebrauch sind wie einst, so leben doch viele noch im Gedächtnis des Volkes, und nicht wenige haben an ihrer witzigen und spitzigen oder oft derben Schlagkraft nichts eingebüßt, obwohl manche von ihnen Jahrtausende alt sind. Da sich in wesentlichen Äußerungsformen des Lebens das Tun und Treiben der Menschen gleich bleibt, so kommt es, daß heute noch richtig ist, was einst im alten Griechenland für wahr galt. Wenn sich eine Wahrheit lange Zeit hindurch als bewährt erwies, gelangte sie als Ergebnis der Lebenserfahrung in knapper Form zu sprichwörtlichem Ausdruck. „Schlecht und recht", „kurz angebunden", „klipp und klar" trifft ein Sprichwort meist den „Nagel auf den Kopf". Es sagt, „wie es ist", und noch öfter, „wie es sein sollte", und dazu bedarf es in beiden Fällen weniger Worte. Im Sprichwort spiegelt sich das weltliche Wesen in seinem ganzen Umfang, und man kann es auch als Prüfstein der verschiedenen Völker nutzen. Da alle Zustände des häuslichen und politischen Lebens in den Kreis des Sprichwortes gezogen werden, finden sich bei manchen Völkern ebenso eigenartige wie aufschlußreiche Prägungen. Wenn die Sitten eines Volkes und seine Moral ins Wanken gerieten, findet sich der Nachweis solcher Wandlungen auch in den Sprichwörtern wieder. Oft stellte man sie dann auf den Kopf, verkehrte den bis dahin gültigen Sinn der Worte und brachte auch auf diese Weise zum Ausdruck, daß etwas „nicht mehr richtig" war. In solchen Zeiten gab es im Volke immer gallenbittere Humoristen, die sich daran ergötzten, die Unsitten ihrer Zeitgenossen zu geißeln, indem sie sonst landläufig als richtig und wahr angesehene Sprichwörter mehr oder minder witzig oder boshaft veränderten und umstellten. So sagte man statt „Morgenstund' hat Gold im Mund": „Morgenstund' ist aller Laster Anfang." Während des Dreißigjährigen Krieges kam

das Sprichwort auf: „Er schlemmt, als hab' er's im Krieg geraubt.“ Die Nichtachtung aller Ordnung kam in dem Sprichwort zum Ausdruck: „Gefressen muß sein, und wenn jeder Baum ein Galgen wäre.“ Und nach der Auffassung der Gauner, Wucherer und Räuber hieß es damals: „Man muß das Geld von den Leuten nehmen, von den Bäumen kann man's nicht schütteln“, oder wie man heute sagt: „Der nimmt's von den Lebenden.“

War es den Emporkömmlingen jener Zeit gelungen, sich genug Geld zu erraffen, dann suchten sie, wie dies auch heute von ihren Gesinnungsgenossen geschieht, den Eindruck vornehmer Leute vorzutäuschen und trösteten sich mit den Worten: „Am Geld riecht man's nicht, womit es erworben ist.“

„Ehrlich währt am längsten“ ist ein altes Wort; aber im sechzehnten Jahrhundert schrieb ein bitterer Narr: „Das kommt davon, weil die Ehrlichkeit dermalen nit viel gebraucht und also auch nit so bald abgenützt wird.“ Und ein anderer Spötter sagte: „Ehrlich währt am kürzesten, denn viele Lumpen laufen frei herum, die am Galgen hängen sollten.“ Zu dem Sprichwort „Besser arm in Ehren, denn reich in Schanden“ merkte einer an: „Kehr's um, so stimmt's jetzund besser, denn man findet allzeit mehr Gauner denn Galgen.“ Ein Sprichwort fordert: „Jedem das Seine!“ Das hört sich wohl gut an, manche aber setzen vier Buchstaben davor und sprechen: nun stimmt es erst: „Nimm jedem das Seine!“ „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Fragt aber einmal erfolgreiche Gauner und Verleumder, die werden schmunzelnd bekennen: „Wer andern eine Grube gräbt, hat — wohlgebaut.“ Und so mancher Lump fällt nicht in die Grube, die er andern bereitet hat, er gerät nicht hinein, sondern findet seine Rechnung.

Als Sancho Pansa, der Schildknappe Don Quichottes, einst zuschaute, wie eine Räuberbande die Beute nach strengem Recht unter sich teilte, sprach er: „Wie man sieht, gedeiht unrecht Gut. Und es geht nichts über die Gerechtigkeit, nicht einmal Spitzbuben und Mordbrenner können sie entbehren.“

Wenn man sagen hört „Vom Wind oder von der Luft kann

keiner leben" oder „Aus nichts wird nichts", dann fragt man heute unwillkürlich, ob dies auch wahr sei. Denn wie viele Menschen leben in jetziger Zeit tatsächlich davon, daß sie andern als gemeine Windbeutel und Luftikusse in betrügerischer Absicht das Geld erfolgreich aus den Taschen locken! Muß man also nicht zugeben, daß man „von nichts" doch recht gut zu leben vermag? Unsere Schwindler beweisen es, wie wenig wahr die Worte sind: „Aus nichts wird nichts."

„Tue recht und scheue niemand!" Fürwahr, ein gutes Wort! In unseren Tagen erweist sich aber doch die Umkehrung gebräuchlicher: „Tue unrecht und scheue dabei niemand." Dann hört man sagen: „Umsonst ist der Tod." Das ist auch nicht mehr wahr, denn seit die Beerdigungskosten nicht mehr zu erschwingen sind, graut es manchem vor dem Sterben. So ist denn das verkehrte Sprichwort der Zerrspiegel einer kranken Zeit, die ihr Gesicht darin erkennen läßt. Und auch das alte Wort findet sich heute wieder bestätigt:

„Gar mancher lobt die alte Welt,
Tut aber, was der neuen gefällt."

Schließlich ist es aber doch wahr, daß der „Krug so lange zum Brunnen getragen wird, bis er bricht", wenn auch ein Weltkind gesagt hat: „Ja! Aber nur dann, wenn ihn ein Narr trägt." H. Tro.

Jujitsu auf Island

Die eigenartige Selbstverteidigungsart, durch deren Griffe und Kniffe es einem Schwächeren gelingt, sich sogar der Angriffe eines Bewaffneten erfolgreich zu erwehren, ist genügend bekannt, und auch in unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1921, Band 1, Seite 83 bis Seite 95 geschildert worden. Daß die Japaner zu bestreiten versuchen, diesen Ringkampf von den Chinesen übernommen zu haben, findet sich in dem genannten Aufsatz erwähnt. Da wir diese Verteidigungsart der Japaner erst in neuerer Zeit kennen lernten, so wird allgemein angenommen, daß sie nur im fernen Osten heimisch ist.

Nun findet sich bei R. Scheube, einem Kenner der Medizingeschichte der ostasiatischen Völker, daß in China, und zwar in ferner Vorzeit, eine eigenartige Heilgymnastik (Kang-fu) in Gebrauch war. Eines der wichtigsten Werke, in dem diese Methode dargestellt ist, wurde im Jahre 477 nach Christo von Tamo, der aus Indien nach China einwanderte, verfaßt und 618 nach Christo von Li-yao-shih herausgegeben. Ein Teil der darin beschriebenen, der Gesundheit förderlichen Übungen entspricht im wesentlichen in überraschender Weise den Vorschriften beim angeblich japanischen Jujitsu. Nur handelt es sich in China nicht um eine Angriffs- und Verteidigungstechnik, sondern lediglich um heilgymnastische Übungen.

Weiterhin finden sich in der indischen Medizin der brahmanischen Periode in einer Abhandlung über Anatomie 117 Stellen des menschlichen Körpers angegeben, deren Verletzung entweder unmittelbar lebensgefährlich oder mehr oder weniger gefährlich sind. Von diesen Verletzungen können 19 den sofortigen Tod herbeiführen, 33 ziehen Siechtum und Tod nach sich, 44 bewirken Lähmung der Glieder, 8 bereiten die heftigsten Schmerzen. Damit ist erwiesen, daß in Indien alles bekannt war, worauf die Japaner als ihre eigenste Kanolehre so stolz sind. Fällt damit der Anspruch der Japaner auf die Erfindung dieser Selbstverteidigungsmethode in sich zusammen, so wird man mit noch größerer Überraschung vernehmen, daß die gleiche Art des Ringens auf Island und offenbar seit alter Zeit geübt worden ist. Es gibt eine isländische Erzählung: „Jüngling und Mädchen", die der 1819 auf Island geborene Jón Thórdarson Thóroddsen 1850 zum ersten Male veröffentlicht hat. In dieser zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts spielenden Dichtung findet sich folgende Art des Ringkampfes beschrieben: „Inzwischen hatte die männliche Jugend beschlossen, ein Bauernringen — isländisch boendaglima — zu veranstalten. ... Man teilte sich in zwei Parteien; die aus der Tungagemeinde bildeten die eine, die aus der Holgemeinde die andere Partei. Jede Partei wählte sich einen Anführer, der die Schar ordnete und bestimmte, wie der Kampf stattfinden sollte. ... Anfangs hatte die Partei der Tunga-

gemeinde Unglück. Da trat Orm von Tunga vor; sein Gegner war ein junger Mann von der Holgemeindepartei, namens Bjarni; sie hatten nicht lange gerungen, als Orm dem Bjarni das Knie auf die Innenseite seines einen Schenkels setzte, ihn auf diese Weise emporhob und dann zu Boden schleuderte. ... Da erhob sich aus der Indridisholgemeinde ein Mann, der Thorgrim hieß; dieser faßte Orm kräftig an, und man sah alsbald, wie ungleich ihre Kräfte waren; er schwang den Jungen wie einen Kreisel herum; Orm aber war geschmeidig und sicher auf den Füßen und fiel gleichwohl nicht zu Boden. So ging es eine Weile fort, bis Thorgrim anfing müde zu werden; als Orm dies merkte, griff er mit erneutem Eifer an; allein Thorgrim stand unbeweglich, und es war dem Orm ganz unmöglich, irgend einen Kniff gegen ihn anzuwenden. Endlich wollte Thorgrim dem Spiel ein Ende machen; er ließ Orm los, um ihn um den Rücken zu fassen; Orm jedoch kam ihm zuvor, lief ihm an die Beine, hob ihn mit einem Ruck in die Höhe und warf ihn so zu Boden. ... Hierauf sagte Orm: ‚Einen gewaltigen Kämpen haben wir zu Boden gestreckt; wen habt ihr jetzt entgegenzustellen, ihr Leute von Hol?‘

‚Der Mann ist weder groß noch stark,‘ entgegneten diese; ‚an dem kleinen Indridi von Hol ist nun die Reihe, und es wird dir kaum schwer fallen, mit ihm fertig zu werden.‘

Indridi trat vor und begann mit Orm zu ringen; er war bei weitem nicht so stark wie dieser, aber so geschmeidig, daß dieser ihm nicht die Füße hinauszuschlagen vermochte. ... Während des Ringens kamen sie in die Nähe einer kleinen Erderhöhung, die sich am Rande des Ringplatzes befand; Orm bemerkte dieselbe nicht. Indridi aber sprang rücklings darüber und riß im selben Augenblick Orm an sich, so daß dieser das Gleichgewicht verlor und auf das eine Knie vorwärts fiel.“

In dieser kleinen Schilderung sind bedeutsame Züge des japanischen Jujitsu enthalten. Indridi, der Orm zu Fall brachte, war ein halbwüchsiger Junge, dem Gegner an Kraft nicht eben-

bürtig, dafür aber umso geschickter in der Anwendung gewisser Kniffe.

Daß es sich nun aber nicht nur um einige zufällige, dem japanischen Jujitsu ähnelnden Kniffe handelt, die bei diesem isländischen Ringkampf auffallen, bezeugt der hervorragende Kenner Islands, Joseph Calasang Poestion, ein deutscher Steiermärker, in dessen Adern etwas griechisches Blut fließt, dessen seltene sprachliche Begabung bewunderungswürdig war. Er schrieb 1885, diese Art des Ringkampfes würde auf Island besonders dort betrieben, wo größere Scharen junger Leute sich zusammenfinden, vor allem an Fischereiplätzen. Vor nicht langer Zeit hätten ziemlich allgemein Männer aus mehreren Kirchspielen eigene Zusammenkünfte zu größeren Ringkämpfen verabredet. Ausdrücklich bemerkte er, daß es bei diesem Spiele mehr auf Behendigkeit und Geistesgegenwart ankäme, als auf besondere Stärke.

Poestion sagt: „Der stärkste Mann, der sich nicht auf diese Kunst versteht, unterliegt sogleich einem behenderen Gegner, selbst dann, wenn dieser viel schwächer ist. ... Der Ringkampf — isländisch: glima — hat sich auf Island in einer eigentümlichen Form erhalten, die, wie es scheint, schon in der alten Zeit genau so üblich war. Statt des anderwärts gebräuchlichen Leibringens besteht der Ringkampf hier darin, daß jeder der beiden Kämpfenden den Gegner mit der rechten Hand am Saum, mit der linken am Schenkelteil der Hose, etwas unterhalb der Hüfte, erfaßt, und die Kunst liegt nun darin, teils durch einen Ruck mit den Armen, besonders aber durch verschiedene unvermutete Schläge mit den Füßen — die sogenannten Ringerkniffe oder ‚Fang-brögd' — den Gegner zu Boden zu werfen. Es gibt eine Menge solcher Kniffe, welche alle ihre besonderen Namen haben; einer der gewöhnlichsten besteht darin, daß man den Gegner durch Ansetzen des Knies an die Innenseite seines Schenkels in die Höhe zu heben versucht. Andere dieser Kniffe sind: man hebt den Gegner durch das Ansetzen von Hüfte gegen Hüfte empor, oder schlägt ihm entweder durch einen Stoß mit der Ferse gegen

Ferse, oder durch einen Schlag mit der Wade gegen seine Wade, oder bringt durch einen plötzlichen Hieb mit der Hand auf die Kniekehlen die Beine aus ihrer sicheren Stellung. Bedeutsam bei diesen Ringkämpfen ist, daß gewöhnlich zuerst die zwei Schwächsten zu kämpfen beginnen; gegen den Sieger wird sodann der nächst Schwächste der Gegenpartei vorgeführt. In dieser Abstufung spielt sich das Ringen weiter ab, bis der Gegner zu Fall kommt. Hierauf tritt gegen den neuen Sieger ein Gegner von der Partei der zuletzt Unterlegenen auf den Platz, und von nun an rücken immer kräftigere Kämpfer ins Feld, bis zuletzt die beiden anerkannt stärksten Männer miteinander ringen."

Nach Poestion wurde diese Ringkunst eifrig betrieben und regelrecht erlernt, und zwar nicht nur in der Schule, sondern auch bei sonstigen Gelegenheiten, wo junge Leute in größerer Menge zusammenkommen. Zu den eifrigsten Förderern dieser gesunden Leibesübungen gehörte Dr. Hallgrimr Scheving.

Ein bedeutender Kenner Islands, Paul Herrmann, wies darauf hin, daß bei den olympischen Spielen, die 1908 in London stattfanden, „das isländische ‚Jujitsu' allgemeines Aufsehen erregte, weil sich auch die schwersten griechisch-römischen Ringer gegen die Schnelligkeit und Gewandtheit der Isländer nicht behaupten konnten. Der Grundgedanke dieser alten Kampf- und Verteidigungskunst ist immer: den Gegner in eine hilflose Lage zu bringen. Wenn beispielsweise ein Boxer versucht, einen Glimakämpfer mit einem geraden Stoß der Linken, der aufs Gesicht zielt, niederzuschlagen, so läßt sich der Isländer rückwärts auf die linke Hand fallen, ehe ihn der Stoß trifft; gleichzeitig schlägt er seinen linken Fuß hinter den rechten Absatz des Gegners und den rechten über die Mitte des rechten Oberschenkels seines Feindes und erfaßt mit der rechten Hand dessen vorgestoßene Linke. Dann ist der Gegner durchaus wehrlos, obwohl der Angegriffene auf dem Boden liegt und der Angreifer steht. Eine geringe Bewegung des am Boden Liegenden genügt, den Angreifer zum

schmerzhaften Niederfallen auf Rücken und Hinterkopf zu bringen.

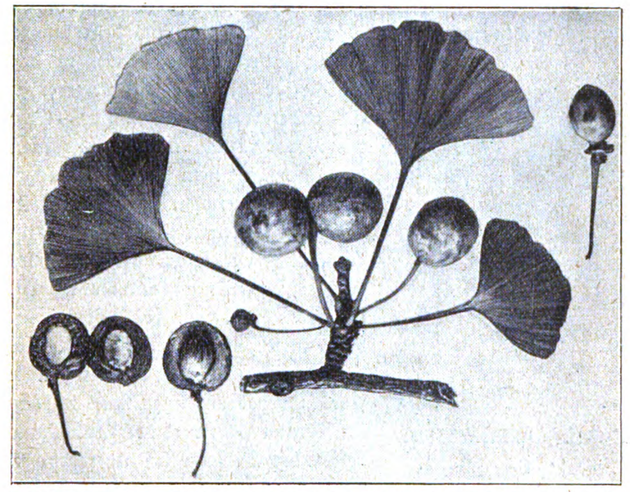
Auch gegen Angriffe mit dem Messer ist der Glimakämpfer geschützt. Der Gegner hat sein Messer meist in der rechten Hand, deswegen weicht der Angegriffene nach links aus und springt zugleich vorwärts, so daß der Stoß über ihn weg geht und er mit seiner rechten Hand die rechte des Gegners an dessen Schulter festklammern kann. Dann dreht er sich nach rechts, umschlingt dabei mit dem linken Bein das rechte des Angreifers und schlägt diesem die linke Hand unter das Kinn. Auf diese Weise hat er ihn fast völlig bewegungsunfähig gemacht und gleichzeitig seinen Arm so gefesselt, daß er bei Widerstand der Gefahr des Brechens ausgesetzt ist. Durch diesen „Zickzacktrick" kann eine angegriffene Dame einen kräftigen Mann zu Boden werfen, durch andere vermag man einen Angreifer zu überwältigen, der aus geringer Entfernung mit einer Schußwaffe droht".

Vergleicht man die hier geschilderten isländischen Ringkniffe mit denen des japanischen Jujitsu, nach dessen Methode unsere Polizeileute und Gefängniswärter zum Kampf gegen Verbrecher geschult werden, so ist die Übereinstimmung im höchsten Grade überraschend. Diese Angriffs- und Verteidigungsart, die bis in die neueste Zeit in Europa gänzlich unbekannt war, ist auf der entlegenen Insel Island offenbar seit alters heimisch. Es gehört zu den vielen seltsamen Dingen im Leben der Völker, daß diese Ringkünste uns durch Japaner vermittelt werden mußten, zu einer Zeit, da sie auf Island nicht nur volkstümlich überliefert und geübt waren, sondern sogar in der Schule gepflegt worden sind. S. S.

Ein lebendes Pflanzenwunder der Vorwelt

Aus altersgrauer Zeitenferne, da riesenhafte Farne, baumartige Bärlappe, Schachtelhalme und merkwürdige Nadelhölzer, auf schwülem Sumpfboden üppig wuchernd, den Stoff für unsere Kohlen lieferten, hat sich ein sonderbarer Baum erhalten, der Gingko der Japaner. Er ist der letzte seiner längst ausgestorbenen arten-

reichen Sippe, die im Mittelalter unserer Erde auch in Deutschland wuchs. Nun ist er gleich so mancher einst bodenständigen Pflanze wieder zu uns heimgekehrt; als wetterharter, anspruchsloser Baum bildet er eine Zierde unserer Parkanlagen. Doch erst vor mehr denn zwei Jahrhunderten ward der Gelehrtenwelt die Kunde, der altehrwürdige Patriarch, der Gingko, lebe noch,



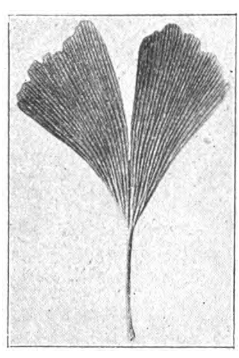
Blätter und Früchte eines von der Vorwelt auf die Jetztzeit überkommenen Nadelbaumes, des Gingko biloba.

vom Menschen glücklich in die Jetztzeit gerettet, und zwar im fernen China und Japan, wo er als heiliger Baum der Tempelhaine hoch in Ehren stehe. In der Umgebung Pekings finden sich noch heute Riesen von dreißig Meter Höhe mit einem Stammumfang von dreizehn Meter, die wohl zwei Jahrtausende alt sind, denn der Gingko wächst langsam.

Nach seinen Blättern, die im Herbste abfallen, und dem Bau der Äste könnte man ihn wohl für einen Laubbaum halten, doch schließt er sich eher den Nadelhölzern an. Seitdem der japanische Botaniker S. Hirasé im Jahre 1898 festgestellt hat, daß der

Pollenschlauch dieses Baumes zwei Samenfäden zeigt, die den im Wasser sich frei bewegenden Wimpern der Farnpalmen auffallend ähneln, hat man dem Gingko einen besonderen Platz unter den Baumgattungen eingeräumt zwischen den eigentlichen Farnpalmen und den Nadelhölzern oder Koniferen.

Die fächerförmigen Blätter (Abb. 1), nach denen man ihm auch den Namen „Elefantenohrbaum" gegeben hat, erinnern mit ihren gleichlaufenden Strängen an Nadeln. Aus dem langen Stiele treten einige Adern in das lederartige Blatt ein und verzweigen sich, gabelartig endend, am eingekerbten Vorderrande, ähnlich wie man das auch an einem Farn, dem sogenannten Frauenhaar, und seinen keilförmigen Blättern beobachtet. Es ist denn auch ein selten altertümliches Geäder, zudem, man kann wohl sagen, unzweckmäßig, denn bei Verletzungen des Blattes, etwa durch Einriß, welkt der betroffene Teil, da bei dem Fehlen jeder Querverbindung, wie sie das netzförmige Aderwerk der Laubbäume besitzt, der Wasserzufluß unterbrochen wird. Was aber an dem Blatt besonders auffällt, ist der mehr oder weniger tiefe Einschnitt, den das Laub der nichtblühenden Zweige hat! Zwei und doch eines — dem Japaner darum Symbol innigster Freundschaft. Auch Goethe hat ihn in seinem „Gingko biloba" betitelten Gedicht also besungen:



Das tiefgespaltene Blatt des Gingko biloba.

„Dieses Baumes Blatt, das von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.
Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht in meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?"

Und merkwürdig genug ist auch, von anderen bedeutungsvollen, nur mikroskopisch wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten abgesehen, die Frucht dieses Nadelbaumes. Sie sieht ungefähr wie eine gelbe Eierpflaume aus und sitzt meist gepaart an dem Stiel, der dem der Kirsche ähnelt. Das harzige Fruchtfleisch wird in Ostasien eingemacht und als magenstärkendes Dessert gegessen, während die zweikantigen, hartschaligen Samen zur Ölbereitung oder geröstet als wohlschmeckende Nahrung dienen.

Als im Jahre 1730 der Gingko wieder nach Europa, in den Botanischen Garten von Utrecht, kam, währte es noch lange Jahre, bis er Früchte trug, denn die ährenförmigen männlichen und die langgestielten weiblichen Blüten finden sich nicht auf demselben Baum. Endlich brachte man dies aber doch zustande, indem man zunächst in Montpellier und dann im Wiener Botanischen Garten dem männlichen Baume eine weibliche Knospe aufpfropfte, die sich im Lauf der Zeit zu einem starken Seitenast entwickelte, der dann auch jährlich Früchte brachte. Heute, nach mehr als hundert Jahren, sind diese Bäume mächtig erstarkt, doch immer noch bewahrt der aufgepfropfte Ast die ihm eigentümliche weibliche Art mit größter Zähigkeit. So kommen im Frühjahr, wie das beim weiblichen Baum üblich ist, die Blätter einige Wochen später und prangen noch im Herbst in lichtem Grün, wenn das Laub des Hauptstammes bereits gefallen ist. Der Gingko, ein lebendes Wunder der Vorwelt, hat, wie viele Abdrücke, die in Erdschichten vorgeschichtlicher Zeit gefunden wurden, beweisen, die gleichen Formen behalten, wie sie der Baum vor mehr als hunderttausend Jahren gehabt hat. Dr. H. Sel.

Übertragung von Augen

Vor kurzem gingen aufregende Nachrichten durch die Tageszeitungen, die in manches Haus Unruhe brachten. In Wien sollte

es einem jungen Studenten gelungen sein, geblendeten Fischen, Lurchen und Ratten gesunde Augen ihrer Artgenossen einzuheilen. Ja noch mehr, diese geblendeten, also erblindeten Tiere, sollten damit wieder sehend geworden sein. Was lag nun für unglückliche Menschen, die ihr Augenlicht verloren hatten, näher, als zu hoffen, daß nun auch ihnen durch die Kunst des Operateurs das Sehvermögen wiedergegeben werden könnte. Da man in der Tagespresse gerne aufsehenerregende Berichte bevorzugt, wurde auch dieser „Fall" weidlich ausgeschlachtet. Man bedachte dabei wohl nicht, wie tief und schmerzlich die Enttäuschung alle jene treffen müßte, die ihr Augenlicht eingebüßt hatten und denen dann erklärt werden mußte, daß für sie nichts von dieser Errungenschaft zu hoffen sei. Man muß es dem Direktor der Berliner Universitäts-Augenklinik, Geheimen Medizinalrat Professor Dr. R. Greef, danken, daß er sich über diese Experimente in der „Deutschen Optischen Wochenschrift" unzweideutig geäußert hat. Die Übertragung von Augen ist nichts Neues. Seit mehreren Jahrzehnten kam von Zeit zu Zeit, besonders aus Amerika die Kunde, daß es gelungen sei, Augen von Kaninchen, Kalb oder Schwein auf den Menschen zu übertragen. Doch bald hörte man nichts mehr davon. In die leere Augenhöhle eines Menschen kann man wohl ein Kaninchenauge leicht einsetzen, aber es hält sich nur einige Tage, verblaßt dann allmählich, schrumpft und stirbt ab, da das überpflanzte Auge mit Blut zu wenig versorgt wird, um lebensfähig bleiben zu können.

Sollte es der operativen Technik in Zukunft möglich sein, das Einwachsen des neuen Auges so zu verfeinern, daß es genügend durchblutet würde, dann könnte es wohl anwachsen. Aber auch damit wäre nichts Entscheidendes erreicht. Im Organismus ist streng zu unterscheiden: das zentrale Nervensystem (Gehirn, Rückenmark und so weiter) und die peripheren, den ganzen Körper gleich Telegraphenleitungen durchziehenden Nerven. Die peripheren Nerven wachsen, wenn sie durchschnitten sind, wieder zusammen und leiten auch wieder. Die einmal getrennten zentralen Nervenfasern wachsen aber nie wieder so zusammen, daß sie wieder leiten. Die Sehnerven sind keine peripheren Nerven,

sie enthalten nur zentrale Fasern und gehören zur weißen Gehirnsubstanz. Es ist ein unwandelbares Gesetz, daß zerfallene oder getrennte Sehnerven nie wieder Licht leiten können.

Wenn man hinter einem Auge den Sehnerv durchschneidet, ohne den Augapfel zu verletzen, wie dies bei Tierversuchen gemacht worden ist, und wartet dann einige Jahre, so sind die Sehnervenenden, falls sie nicht allzu weit voneinander abgerollt waren, wieder aneinandergewachsen. Auch die Hüllen um den Sehnerv stellen sich wieder her, und die Flüssigkeit, wie um das Rückenmark, fließt wieder hindurch. Auch die Gefühlsnerven, die um den Sehnerv verlaufen und gleichfalls mit durchgeschnitten waren, sind wieder gewachsen und leiten. Wenn man den Sehnerv aber mikroskopisch untersucht, so ergibt sich, daß an der Durchschnittsstelle alle Sehnervenfasern genau so liegen geblieben sind, wie sie waren. Keine ist um einen Millimeter gewachsen oder zeigt sich irgendwie mit dem anderen Ende verbunden. Das Zusammenwachsen ist ganz allein geschehen durch sogenanntes Bindegewebe, das sich in jeder Farbe findet. Deshalb besteht für Erblindete und ihre Angehörigen keine Hoffnung auf ein Übertragungsverfahren von Augen. Von dieser Methode erblüht ihnen kein Heil, jetzt nicht und niemals in späteren Zeiten! Die Enden von Sehfasern, das ist ein Naturgesetz, vereinigen sich nicht wieder.

Eine große Anzahl der Kriegsblinden haben dadurch ihr Sehvermögen verloren, daß beim Flankenangriff Schüsse in die Schläfen erfolgt sind, die den Sehnerv hinter dem Auge durchtrennt haben, ohne den Augapfel zu verletzen. Da hat man oft von Laien und wenig unterrichteten Ärzten gehört: Könnte man denn die Sehnerven nicht wieder zusammennähen? Es ist aber keinem in den Sinn gekommen, dies auszuführen, aus den eben angeführten Gründen, weil dies für das Sehen nicht das geringste nützen würde. Durchtrennte Sehnerven werden nie wieder leistungsfähig.

Aber noch ein anderer Umstand kommt hinzu, den Professor Dr. Schnaudigel, der Direktor der Frankfurter Universitätsaugenklinik, in einem aufklärenden Bericht über das gleiche Thema

erwähnte. Vergleicht man den Sehnerv mit einer Kabelleitung, so muß man bedenken, daß der menschliche Sehnerv 400 000 solcher Kabel aufweist, von denen jedes zur ersten Zentrale im Gehirn seinen eigenen Anschluß hat, daß also im ersten Schaltort (und auch im Hinterhauptslappen dem übergeordneten zweiten) ein bestimmtes, den bildaufnehmenden Netzhautzellen ähnliches Zellenanordnungssystem besteht, so dürfte man nicht bei der Einheilung Kabel Nummer 25 897 mit dem Kabel Nummer 849 zusammenwachsen lassen! Eine Annahme, daß dies möglich wäre, ist eine ungeheure Unterschätzung dieses Wunderorgans.

So bleibt abzuwarten, ob die Wiener Experimente sich sonst für die Wissenschaft bedeutsam erweisen, ein Fall, der nicht ohne weiteres abzulehnen ist. Nur die Blinden haben von der Übertragung von Augen nichts zu hoffen, und es wäre menschlicher gewesen, sie durch derartige Nachrichten nicht mit vergeblichen Hoffnungen zu erfüllen. Eine unbedachte Grausamkeit, die man um den Preis, aktuelle Nachrichten veröffentlicht zu haben, nicht begehen sollte. Ad. Kor.

Ein Flug zu den Planeten

In einer Zeitschrift „Tivoli" aus dem Jahre 1855, von der sich noch einige Nummern in einer öffentlichen Bibliothek erhalten haben, findet sich ein humoristischer „Fahrplan", wie man sich ihn damals für das Jahr 1955 dachte. Deutlich merkt man an der ganzen Darstellung, daß man die Möglichkeit, jemals zu einem Luftverkehr zu gelangen, für unglaubhaft hielt. Zuerst wird angekündigt, daß in diesem Jahre eine „Welt-Industrie-Ausstellung" auf der Sonne stattfände, woran „alle Planeten des Sonnensystems nebst achtzehn Monden und ihren Ringen" beteiligt seien. Die „Haupt-Zentralstation" des Luftverkehrs befindet sich auf dem Nordpol, von wo aus jeden Sonntag ein großer Vergnügungseilflug, bestehend aus „tausend elektrischen Luftballons", abgehen wird, der fünfzehn namentlich aufgeführte Stationen im Sonnensystem berührt.

Zunächst richtet sich der Eilflug nach dem Mond, der am Montag früh 4 Uhr 3 Minuten erreicht wird. Nun folgen fahrplan-

mäßige Angaben weiterer vierzehn Stationen bis zur Sonne, auf der man nach achttägigem Eilflug Sonntag früh 7 Uhr anlangt. Die in einer Woche zurückgelegte Fahrstrecke beträgt 22 Millionen Meilen. Auf der Rückreise werden die Trabanten des Jupiter und die Ringe des Saturn als besondere Sehenswürdigkeit besucht. Zu diesem Eilflug werden nur Fahrkarten erster Klasse ausgegeben; für die Reise samt Verköstigung fordert die „Elektrische Luftballon-Compagnie am Nordpol" hundert preußische Taler. Jeder Passagier darf fünfzig Pfund Freigepäck mit sich führen. Der Spaßvogel fand es für nötig, eine Warnung bekannt zu geben: „Es ist lebensgefährlich, zwischen den Stationen auszusteigen! Börsenspekulanten und andere Personen, welche zu Schwindel geneigt sind, kleine Kinder und Hunde werden nicht mitgenommen."

Der Verfasser dieser Ulkerei auf die Bestrebungen der Luftschiffahrt wird längst nicht mehr unter den Lebenden weilen. Käme er heute wieder, wie erstaunt würde er sein, daß man zwar nicht zu Sonne, Mond und Sternen im Luftschiff reist, aber doch dahin gelangt ist, halbe Erdteile zu überfliegen. H. Köh.

Hebung eines versunkenen Silberschatzes

Während der verflossenen Kriegsjahre sind Milliardenwerte in den Ozean versenkt worden. Und man hat an verschiedenen Stellen versucht, die versunkenen Schätze mit modernen Mitteln wieder zu heben. Bedenkt man, daß in allen Jahrhunderten sowohl in friedlichen Zeiten als bei Seekämpfen zahllose Schiffe untergegangen sind, so begreift man, daß es immer Menschen gegeben haben muß, die danach trachteten, die auf dem Meeresgrund ruhenden Werte dem Leben wieder zuzuführen. Die meisten dieser mehr oder weniger abenteuerlustigen Glücksritter, die sich vergeblich darum mühten, sind längst vergessen; einige aber, die durch beharrliche Willensanstrengung ihr Ziel erreichten, kennt man noch mit Namen.

Im Jahre 1651 wurde dem Büchsenmacher Phipps in Woolwich in Maine, das damals noch zu den englischen Kolonien in Nordamerika gehörte, ein Sohn geboren, den er William taufen

ließ. Eine besondere Überraschung war dieses Kind kaum, denn Phipps besaß nicht weniger als sechsundzwanzig Kinder, darunter einundzwanzig Jungen. Der herangewachsene Knabe hütete das Vieh und träumte davon, ein Seemann zu werden. Da er nicht als Matrose angenommen wurde, ging er zu einem Schiffbauer in die Lehre und lernte in dieser Zeit erst Lesen und Schreiben und erwarb sich mühsam Kenntnisse in Geographie und Nautik. Seeleute erzählten ihm allerlei romantische Geschichten von versunkenen Schiffen; auf der Höhe der Bahamainseln sei ein Schiff zugrunde gegangen, das viel Geld mit sich geführt hätte.

William Phipps wanderte, als er seine Lehrzeit hinter sich hatte, nach Boston und heiratete dort eine bemittelte Witwe. Er baute nun selbst ein Schiff, warb die nötige Mannschaft an und steuerte 1680 nach den Bahamainseln. Wenn sich nun auch in dem dort gefundenen Wrack nur wenig Geld fand, so konnte doch ein großer Teil der Ladung noch geborgen werden.

Damals hörte Phipps, daß vor einem halben Jahrhundert bei Port de la Plata ein Schiff gesunken sei, auf dem sich große Silbermassen befanden. Der abenteuerliche Mann brachte es fertig, daß ihm der König von England, Karl II., ein Schiff mit achtzehn Kanonen samt Bemannung von fast hundert Matrosen zur Verfügung stellte. Mit ihr segelte er nach Port de la Plata. Die ältesten Eingeborenen erinnerten sich wohl des Unglücks, aber niemand wußte den Punkt auf der Meeresfläche genauer zu bezeichnen, wo das Schiff liegen konnte. Wochenlang ließ er strichweise baggern, ohne eine Spur zu finden. Die unwillig gewordenen Matrosen meuterten. Nachdem dieser Aufstand vereitelt war, wiederholte er sich. Diesmal wollten die Matrosen Phipps über Bord werfen und einen Seeräuberzug in der Südsee unternehmen. Abermals behielt Phipps die Oberhand, mußte aber, da der Zustand des Schiffes bedenklich geworden war, nach England zurückkehren. Die Admiralität zeigte keine Lust mehr, den Schatzsucher weiter zu unterstützen.

Da suchte der beharrliche Mann die Mittel durch eine Aktienzeichnung zusammenzubringen. Anfangs verlachte man ihn und sagte: die Anweisungen auf die Schätze eines gesunkenen Schiffes seien ebenso wertvoll als Wechsel auf den Mond.

Vier Jahre lang wiederholte Phipps, der inzwischen verarmt war, seine Versuche, und es gelang ihm endlich, eine Gesellschaft von zwanzig Aktionären, an deren Spitze der Herzog von Albemarle stand, zusammenzubringen.

Diesmal benützte Phipps einen Tauchapparat und warb indische Taucher an, die als Perlenfischer Erfahrung und Ausdauer besaßen. Viele Wochen vergingen, und es schien, als ob alles Suchen, alle Mühe wieder vergeblich sei. Da bemerkten einige Matrosen, die im Boot langsam auf dem Meere hin trieben, um eine neue Stelle zu suchen, in der klaren Flut eine auffällige Pflanze. Ein indischer Taucher wurde hinabgelassen, um das Gewächs zu holen. Er kehrte damit zurück und berichtete, daß an derselben Stelle einige Schiffskanonen lägen. Endlich entdeckte man den Schiffsrumpf, und einer der Taucher holte einen Barren gediegenen Silbers herauf.

In wenigen Tagen konnte Phipps den Silberschatz bergen; man schätzte den Wert auf mehrere hunderttausend Pfund Sterling. Bei der Teilung der ungeheueren Silbermasse erhielt Phipps über vierhunderttausend Mark, und die vorher verspotteten Aktionäre hatten ihr Vertrauen nicht zu bereuen. William Phipps erhielt den Adelstitel. Als er nach Nordamerika heimkehrte, ernannte man ihn zum obersten Beamten der dortigen Kolonien.

H. Kür.

Vermählung von Verstorbenen

Es wird kaum einen Volksstamm geben, wo man auf das Ehestiften so versessen war, wie bei den alten Tataren in Sina; sie stifteten sogar unter den Toten noch Heiraten, teilweise, um die armen Verstorbenen davor zu bewahren, in der Ewigkeit allein zu bleiben, teilweise aber wohl auch in der Absicht, durch eine derartige Totenverbindung die überlebenden Familien zusammenzuschließen und gegenseitige Erbberechtigung zu erlangen. Widerfuhr einem Vater das Unglück, einen unverheirateten Sohn, und einem anderen dasjenige, eine unvermählte Tochter zu verlieren, so kamen die Eltern der Verstorbenen zusammen, um nachträglich zwischen den Abgeschiedenen, auch

wenn es bei deren Lebzeiten kaum ihr Wunsch gewesen wäre, einander anzugehören, eine Heirat zu schließen. Die Vermählung wurde in der sonst unter Lebenden üblichen Weise beglaubigt. Die beiden nicht mehr lebenden Gatten wurden auf Papier gemalt, denn die Ehestifter waren überzeugt, die Abgeschiedenen seien durch den Bildzauber im jenseitigen Leben ehelich miteinander verbunden. Die Überlebenden stellten ein feierliches Hochzeitsfest an, und die beiderseitigen Eltern und Geschwister betrachteten sich nun für genau so miteinander verschwägert, als wenn die vermählten Toten lebendig getraut und noch unter ihnen wären. B. W.

Ein absonderliches Lockmittel

Wer nicht mit leeren Händen kommt, findet meist offene Türen und gefälliges Entgegenkommen. Daran dachte ein Bauer, der bei einem Stadtbesuch etwas erreichen wollte. Gern hätte er eine Gans oder einen Hasen in die Stadt gebracht, solche Kostbarkeiten standen aber auch auf dem Land hoch im Preis, und der geizige Bauer wollte sich doch keine zu große Ausgabe machen. So marschierte er denn ohne Geschenk in die Stadt und hatte unterwegs Zeit genug, sich einen recht pfiffig erdachten Plan zurechtzulegen. Er kaufte sich einen Gänsehals und ein paar Vorderläufe von einem Hasen. Im Hause des Stadtherrn befestigte er beides geschickt unter seinem Mantel, so daß die Stücke gut zu sehen waren. Der Eindruck war denn auch nicht gering, umso mehr als der Schlauberger es an einer aussichtsreichen Anspielung, daß er die Küche schon zu finden wisse, nicht fehlen ließ. Bald war sein Zweck erreicht und schmunzelnd machte sich der Bauer auf den Heimweg, nachdem er zuvor den Gänsehals und die Hasenpfoten auf den Hof geworfen hatte. Dort fand man die Reste großer Hoffnungen, und es dauerte eine Weile, bis man dahinter kam, auf welche billige Weise der Bauer sich einen Vorteil verschafft hatte. J. Krie.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114880948

